RÜCKBLICK

2/2005 Glaube und Gemeinde im Spiegel der Geschichte

Inhalt

Eine Reise in eine nicht eingetretene Zukunft 2
Johannes Dyck

VOR 500 JAHREN

Felix Mantz, Täufermärtyrer 4
Johann Driediger

VOR 200 JAHREN

Johann Cornies – ein Westpreuße reformiert die mennonitische Landwirtschaft in Russland 7
Dr. Horst Gerlach

VOR 80 JAHREN

Der mennonitische Chorgesang zu Beginn der Sowjetzeit (1917 – 1943) 16
Dr. Peter Letkemann

VOR 50 JAHREN

Eine Hetzschrift gegen David Klassen 22

Ausgabe 2/2005 (4)
2. Jahrgang

Herausgegeben vom Verein zur Erforschung und Pflege des Kulturerbes des russlanddeutschen Mennonitentums e.V.

DER ANKER war ein Symbol der Hoffnung und des Glaubens für die Mennoniten Russlands

Es gibt Ereignisse, die uns lebhaft vor Augen stehen, obwohl sie Jahre oder sogar Jahrzehnte zurückliegen. Andere Ereignisse wiederum verblassen in unserem Gedächtnis. Sie werden von dem Gegenwärtigen überlagert. Welche Ereignisse sind es wert, Jahrzehnte später erwähnt zu werden? Auf jeden Fall solche, die Veränderungen mit sich gebracht haben, die den Lauf unseres Lebens verändert haben. Ereignisse dieser Art hatten Einfluss auf unsere Geschichte.

Ereignisse, die sich auf die Geschichte unserer Generation ausgewirkt haben, müssten sich nicht unbedingt in den letzten Tagen oder Jahren eingestellt haben. In der Bibel, im Alten Testament, gibt es dazu ein treffendes Beispiel. Das Volk Gottes wurde angehalten, die Erinnerung an den Auszug aus Ägypten im Gedächtnis zu bewahren. Tausende von Jahren und Dutzende von Generationen später wird dieses Ereignis noch immer gefeiert. Entlassung aus der Knechtschaft veränderte den Lauf der Geschichte eines ganzen Volkes.

Vor 50 Jahren wurden die Deutschen in Russland aus der Kommandanturaufsicht entlassen. Für die damals Lebende war das eine Befreiung von der Leibeigenschaft. Es war eine Gebetserhörung. Es war ein Wunder Gottes.

Die Kinder und Enkel der damals befreiten dürfen dieses einzigartige Ereignis nicht vergessen. Lasst auch uns dem Herrn die Ehre dafür geben.

Vor 50 Jahren, am 13. Dezember 1955, wurde für die Deutschen in der Sowjetunion der Status der Sondersiedler aufgehoben. Sie wurden von der Kommandanturaufsicht befreit und durften ihren Wohnort selbstständig wählen. Dieses Ereignis war für alle Deutschen in der UdSSR von herausragender Bedeutung.

Eine Reise in eine nicht eingetretene Zukunft

Was wäre, wenn …? Fragen dieser Art sind in der Geschichtsschreibung unbeliebt. Man möchte schließlich erforschen, was in der Vergangenheit tatsächlich geschah, und nicht, was hätte geschehen können. Hier zählen Tatsachen, die durch Dokumente bestätigt sind. Erst wenn diese fehlen oder unter Verschluss gehalten werden, sucht man nach Zeitzeugen. Deshalb zieht es Historiker zu Archiven hin, auf die Suche nach verborgenen Dokumenten.

Ein Historiker nimmt in sein Werk Ereignisse und Daten auf, die er für wichtig hält. Dabei kommt es immer auf die Sichtweise von einzelnen Autoren an. Jeder von ihnen schreibt nicht nur über Geschichte – er deutet sie. Die Geschichtsschreibung bleibt eine persönliche Angelegenheit, was nicht unbedingt zu tadeln wäre. Geschichte ohne eine eigene Beurteilung des Geschilderten ist bestenfalls eine Chronik.

Bei einer Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte sind auch Fragen wie „Was wäre, wenn …“ erlaubt. Sie helfen, die Geschichte zu begreifen, indem man nach Erklärungen fragt und versucht, die Zusammenhänge zu erkennen.

Auf diese Weise ist eine Reise in die Vergangenheit oder – wie hier – in eine ausgebliebene Zukunft entstanden.

Überall auf der Welt ist man mit sechzehn Jahren erwachsen. In Deutschland erhält man mit dem Erreichen dieses Alters einen Personalausweis. In der Sowjetunion war es nicht anders. Wie bei vielen Menschen meiner Generation und Abstammung hatte mein erster Ausweis nicht die Form einer Plastikkarte, wie heute. Die sowjetischen Inlandpässe in den 1970-er Jahren waren ein kleines, dunkelfarbenes Büchlein mit Foto, Name, Angaben zu Volkszugehörigkeit und viel Platz für Wohn- und Arbeitsorte.

Auch in meinem Pass war ein Geburtsort eingetragen – ein Dorf irgendwo in Sibirien. Mir, aufgewachsen in einer Stadt mit einer Einwohnerzahl wie in Stuttgart oder Düsseldorf, war es völlig unbekannt. Meine Eltern schwiegen sich aus über diesen Ort, obwohl mein Vater ab und zu Briefe aus diesem Dorf erhielt. Leute, von denen sie kamen, gehörten nicht zu unserem kleinen Verwandtenkreis. Ich hatte kaum Interesse für sie. Schließlich haben junge Leute anderes zu tun.

Ein unterschwelliges Interesse am eigenen Geburtsort ließ aber nicht nach. Mit neunzehn, als Student, hatte ich endlich soviel Zeit und Geld, um hinzufahren. Irgendwie ist es doch interessant, den Ort aufzusuchen, in dem man geboren ist.

Mitten im Winter, nach einem zermürbenden Prüfungsabschnitt, machte ich mich endlich auf den Weg. Die Reise mit einer kleinen Propellermaschine dauerte eine ganze Nacht. Nach vielen Zwischenlandungen gab es endlich eine Morgendämmerung, die vor Kälte in graublaue Töne eingefärbt war. Bis zu meinem Heimatsort blieben nur noch einige Stunden Busfahrt. Mir wurde nach und nach bewusst, wie weit entfernt ich von meinem Geburtsort lebte.

Tante Amalie, an die ich mich überhaupt nicht erinnern konnte, hat mich sofort erkannt („du bist ja ganz dein Vater!“). Das sibirische Dorf machte auf mich, einen Städter, einen angenehmen Eindruck. Die Menschen lebten in einem gewissen Wohlstand und hatten es gut. Allerdings war das Haus, in dem meine Wiege stand, vor einigen Jahren abgerissen worden. Es hatte nicht mehr in das Bild einer wohlhabenden Sowchose, des staatlichen landwirtschaftlichen Betriebes, zu dem das Dorf gehörte, gepasst.

Das abgebrochene Haus war eigentlich eine bescheidene Hütte gewesen, in der damals auch eine Ziege überwintert hatte, deren Milch mir als Kind auf die Beine geholfen hatte. Für eine bessere Unterkunft hatte mein Vater kein Geld gehabt. Er war in dieses Dorf verbannt worden, nachdem er eine achtzehnjährige Haft in Stalins Straflagern abgebüßt hatte. Er hatte auch keine Arbeitsstelle im Ort selbst aussuchen dürfen. Die war ihm vom Kommandanten zugewiesen worden. Meine Mutter hatte es nicht leichter gehabt. Auch für sie war das Dorf ein Verbannungsort gewesen. Beide hatten es bis zu ihrem Lebensende nicht verlassen dürfen und waren verpflichtet gewesen, sich regelmäßig bei dem Kommandanten zu melden.

Auch unsere Nachbarin, Tante Emma, eine Lettin, hatte dieses Dorf nicht freiwillig gewählt. Sie hatte mich oft auf ihrem Arm gehalten und mir immer wieder *armas laps* zugeflüstert. Später habe ich herausgefunden, dass es keine lettischen, sondern estnischen Worte waren, die einfach *liebes Kind* bedeuten. Die Welt der Verbannung hatte genügend Raum, nicht nur für Deutsche.

Die Aufhebung der Kommandantur wurde für meine Eltern und viele anderen zwangsumgesiedelten und jahrzehntelang unterdrückten Deutschen zu einer lang

Titelseite: Ehemaliges Dorf Franzfeld in der Kolonie Jasykowo im Jahr 2004.

Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 13. Dezember 1955 über die Aufhebung der Einschränkungen in der Rechtsstellung der Deutschen und der Mitglieder ihrer Familien, die sich in der Sondersiedlung befinden

Nicht zur Veröffentlichung in der Presse

In Anbetracht der Tatsache, dass die bestehenden Einschränkungen in der Rechtstellung der deutschen Sondersiedler und der Mitglieder ihrer Familien, die in verschiedene Regionen des Landes verwiesen worden sind, in Zukunft nicht weiter erforderlich sind, beschließt das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR:

1. Deutsche und Mitglieder ihrer Familien, die während des Großen Vaterländischen Krieges in die Sondersiedlung verwiesen worden sind, aus der Sondersiedlung zu entlassen und von der administrativen Aufsicht durch die Organe des Innenministeriums zu befreien. Das gleiche gilt für deutsche Bürger der UdSSR, die nach der Repatriierung aus Deutschland in die Sondersiedlung verwiesen worden sind.

2. Es wird festgestellt, dass die Aufhebung der durch die Sondersiedlung bedingten Einschränkungen für die Deutschen nicht die Rückgabe des Vermögens, das bei der Verschickung konfisziert worden ist, zur Folge hat und dass sie nicht das Recht haben, in die Orte zurückzukehren, aus denen sie ausgesiedelt worden sind.

Der Vorsitzende des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR (K.Woroschilow)
Der Sekretär des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR (N. Pegow).
Moskau, Kreml, 13. Dezember 1955

ersehnten Befreiung. Meine Eltern wurden darüber erst im Frühjahr 1956 informiert. Im Jahre 1957 verließen sie zusammen mit mir und einigen anderen deutschen Familien dieses Dorf, um ein Leben an einem Ort ihrer eigenen Wahl aufzubauen, ohne Kommandant.

Tante Amalie ist in dem Verbannungsort in Sibirien geblieben. Ihr ältester Sohn Wilhelm, nur wenige Jahre älter als ich, war neugierig auf den Gast aus der Ferne. Am Mittagstisch hat er mit Stolz über seine Sowchose erzählt. Er hatte es bereits weit gebracht und arbeitete im Kontor, also in der Verwaltung, und wusste bestens über alles Bescheid. Als seine Mutter die gute Ernte des letzten Jahres mit Gottes Segen zu erklären versuchte, winkte er ab. An solche Märchen glaubte er nicht.

Plötzlich ging mir ein Licht auf. Ich fühlte mich, als wenn ich unterwegs in meiner eigenen möglichen Zukunft war, der ich irgendwie ausgewichen bin. Was wäre, wenn meine Eltern zusammen mit mir an den Kommandanten und an diesen Ort gebunden geblieben wären? Gewiss hätte ich es sogar zu einer guten Position in einer Sowchose irgendwo im westlichen Teil Ostsibiriens bringen können. Aber was wäre mit einem Informatikstudium? Was wäre mit einer christlichen Jugendgruppe, in der ich damals mitgewirkt habe? Wie wäre es mit einer großen und blühenden Gemeinde mit Versammlungen in Russisch und Deutsch, ganzen vier Chören, vielzähligen Orchestern und Musikgruppen? Abgesehen vom Gemeindeleben, hätte die deutsche Kultur in der furchtbaren Zerstreuung überhaupt erhalten werden können?

Menschlich gesehen, stand sowohl die deutsche Kultur als auch die Existenz des christlichen Glaubens vor dem Aus. Es hätte nicht mehr lange gedauert, bis die deutsche Sprache – die Sprache des im Krieg besiegten Feindes – dem allgegenwärtigen Russisch gewichen wäre. Auch der zaghafte Funke des Glaubens, bis dahin aufbewahrt in einigen Familien hätte sich ohne Gemeinschaft nicht zu einem Feuer entfachen können.

Erst die Auflösung der Kommandanturaufsicht hat all das möglich gemacht, was nach 1955 in der Sowjetunion an deutschem Glaubensleben entstand – große und kleine lebendige Gemeinden. Verfolgung und Kampf gab es auch später, beginnend mit 1958, aber der Grund für das Aufleben der deutschen Kultur und des Glaubens war bereits gelegt – vor 50 Jahren.

Für die Gläubigen war es eine Antwort auf viele Gebete. Es war eines der größten Wunder Gottes, die sein Volk vor 50 Jahren erleben durfte.

Im Alten Testament, im Buch 3. Mose, Kapitel 25, erwartete Gott von seinem Volk, dass das fünfzigste Jahr geheiligt werden sollte. Auch wir können es zu unserer Aufgabe machen, das Jubiläum in einer besonderen Weise in Erinnerung zu rufen und gebührend zu feiern – vor allem in unseren vielen Gemeinden.

Dieses Ereignis betrifft alle Deutschen aus Russland, jeden Alters. Die heute über 70 sind, waren damals jung und könnten uns heute viel über jene Zeit erzählen. Die 40-jährigen unter uns kamen als erste in den Genuss der segensreichen Folgen dieses Ereignisses, ohne zu überlegen, woher die kommen. Die heute 20-jährigen bekommen dadurch eine Möglichkeit, sich als Glied in einer Kette von Generationen zu finden und sich an die Dimensionen des Wirkens Gottes in der Geschichte heranzutasten.

Eine Jubiläumsfeier dieser Art lebt von der Verbundenheit von Generationen. Es könnte besonders schön und segensreich werden, wenn Enkelkinder zusammen mit ihren Großeltern und Eltern einen Rückblick auf die verflossenen 50 Jahre machen und dem Herrn Dank und Ehre bringen.

Lasst uns in jeder Gemeinde dieses Jubiläum gebührend feiern! Gott allein sei die Ehre!

Johannes Dyck

Felix Mantz ist neben Konrad Grebel einer der wichtigsten Vertreter der Täuferbewegung. In seinem Haus fanden die ersten Versammlungen der „Brüder" und die Gründung der ersten Täufergemeinde durch Jörg Blaurock und Konrad Grebel statt; auch Felix Mantz war dabei. Er war der erste Märtyrer der Zürcher Täuferbewegung.

Felix Mantz, Täufermärtyrer

Kindheit, Jugend und Studienzeit

Felix Mantz wurde um das Jahr 1500 herum als uneheliches Kind eines Zürcher Geistlichen geboren. Die Tatsache, dass er ein Kind eines Geistlichen – und damit unehelich – war, hat zur Folge, dass sowohl über das genaue Geburtsdatum, als auch über die Kindheit und Jugend Mantz' wenig bekannt ist.

Er wuchs im Hause seiner Mutter auf, in der Straße, wo viele Amtshäuser des Zürcher Großmünsters – in dem auch sein Vater diente – standen. Er scheint ein kluger junger Mann gewesen zu sein, denn er bewarb sich später um ein Stipendium an der Pariser Universität. Obwohl er bei seiner Mutter aufwuchs, trägt er den Namen seines Vaters, was für Kinder von Geistlichen jener Zeit allerdings keine Seltenheit war. Ferner gehörte auch noch ein Bruder zu seiner Familie, über den allerdings nahezu nichts bekannt ist, außer dass er ein Glaubensgenosse war. Welches Amt Mantz' Vater innehatte ist nicht ganz sicher; entweder war er Propst, also ein hoher Geistlicher, oder Kaplan, also ein Priester niederer Rangordnung.

Ebenso wie Grebel, begann Mantz im Jahre 1522 gemeinsam mit Zwingli das Studium der alten Sprachen: Griechisch, Lateinisch und Hebräisch. Hier lernten sich die beiden späteren Täuferführer kennen, waren zu Beginn aber noch keine festen Freunde. Beide galten als sehr gelehrt. Grebel schien insbesondere des Griechischen mächtig, während Mantz vor allem als Gelehrter des Hebräischen in Erscheinung trat. Später las Mantz bei seinen Bibelstunden und Gottesdiensten zunächst in hebräischer bzw. griechischer Sprache aus der Bibel und übersetzte dann für die Zuhörer in ihre Sprache. Freilich sollte das keine Demonstration seiner Fertigkeiten sein, sondern vielmehr um Übersetzungsfehlern und Ungenauigkeiten vorbeugen. Gleichwohl beeindruckte das die Zuhörer sehr.

Außer der Kenntnis der biblischen Sprachen, erwarb Mantz auch einige grundlegende theologische Erkenntnisse in der gemeinsamen Zeit mit Zwingli. Vor allem die Überzeugung, dass die Bibel die einzige Autorität und alleinige Quelle der Erkenntnis für Christen sein solle wird für seine spätere Theologie von besonderer Bedeutung sein. Auch die reformatorische Erkenntnis, der Mensch werde allein durch die Tat Jesu Christi und durch den Glauben daran errettet, erlangte Mantz durch Zwingli.

Die Entfremdung von Zwingli oder Die Frage nach der rechten Gemeinde

Durch die gemeinsamen Studien der Heiligen Schrift und der alten Sprachen gelangte Mantz zu der Einsicht, die Gemeinde solle nur aus echten Christen bestehen, nämlich solchen, deren Glaube in Werken der Liebe sichtbar werde, die also bestrebt sind Christus nachzufolgen und eingedenk seines Todes sündlos zu leben versuchen. Werden dagegen bestimmte grobe Sünden offenbar, sollte Gemeindezucht geübt werden. Für diesen Standpunkt suchte Mantz Zwingli in persönlichen Gesprächen zu gewinnen. Letzterer ließ sich allerdings nicht überzeugen.

Auch die Dienstagsaussprachen aus dem Spätherbst 1524, an denen auch Grebel teilnahm, zu dem Zeitpunkt schon enger mit Mantz befreundet, blieben erfolglos. Getreu ihrer Überzeugung, diente die Bibel als Grundlage und Maßstab für ihre Diskussionen. Gleichwohl konnte keine der beiden Seiten die jeweils andere überzeugen. Vielmehr verhärteten sie sich auf ihre Positionen und waren von ihren Gegenübern enttäuscht. Die „Brüder", die Gruppierung um Grebel und Mantz, die sich nun zur festen organisierten Gruppe wandelte, bemängelten, sie seien nicht angemessen zu Wort gekommen, hätten also kaum Gelegenheit gehabt ihre Position klar darzulegen, sie seien ständig unterbrochen worden. Nach nur zwei Versuchen wurden die Dienstagsaussprachen wieder eingestellt. Felix Mantz verfasste ein öffentliches Bekenntnis, das er an den Rat der Stadt Zürich richtete. Hierin legt Mantz die täuferischen Ansichten dar und bittet den Rat Zwingli zu einer schriftlichen Form der Auseinandersetzung zu bewegen. In der mündlichen Diskussionskunst war Zwingli Mantz und Grebel weit überlegen. Diese Forderung wiederholte Mantz später wieder. Allerdings ließ sich Zwingli nie dazu bewegen.

Da die „Brüder" bei Zwingli keinen Erfolg hatten, suchten sie mit anderen Reformatoren schriftlichen Kontakt aufzunehmen, darunter auch mit Martin Luther und Thomas Müntzer. Zwar antworteten diese beiden nicht, im Gegensatz zu Karlstadt und anderen, aber der Brief an Thomas Müntzer zeigt einige Positionen der Zürcher „Brüder". Sie hatten einige seiner Schriften gelesen und waren froh sich von einem Theologen in ihren Ansichten, insbesondere in ihrem Bibelverständnis, bestätigt zu finden. Allerdings kritisierten sie auch zahlreiche Gedanken und Ansichten Müntzers, darun-

ter auch die Anwendung von Gewalt zur Durchsetzung seiner Ideen.

Bereits im Frühjahr 1524 predigte Wilhelm Reublin, ein Priester aus Wytikon gegen die Kindertaufe. Dem folgend ließen viele Eltern aus Wytikon und Zollikon ihre Kleinkinder nicht taufen, was zu beträchtlichen Unruhen führte.

Die Gründung der Täuferbewegung oder Die Frage nach der rechten Taufe

Hauptstreitfrage der Dienstagsaussprachen und aller weiteren Diskussionen war die Frage nach der rechten Taufe. Hierin trafen sich alle anderen Fragen, wie die nach der rechten Gemeinde, oder die nach dem Verhältnis von Kirche und Staat. Die Tauffrage beschränkte sich zu diesem Zeitpunkt aber noch ganz auf die Frage nach der Kindertaufe; an Wiedertaufe dachte noch niemand. Das änderte sich erst nach der ersten öffentlichen Taufdisputation.

Die Dienstagsaussprachen sowie die persönlichen Aussprachen zwischen Mantz und Zwingli verliefen im Geheimen, von der Öffentlichkeit weitgehend unbemerkt. Da jedoch die Brüder nicht überzeugt werden konnten und sie daher auch nicht davon abgebracht werden konnten weiter gegen die Kindertaufe zu predigen, beschloss der Zürcher Rat eine öffentliche Disputation zum Thema Taufe zu veranstalten. Er ließ von den Kanzeln der Kirchen eine Einladung verlesen, die alle Gegner der Kindertaufe zum 17. Januar 1525 ins Zürcher Rathaus einlud. Der Rat wollte nach Anhörung der beiden Parteien und nach Prüfung ihrer Argumente und Argumentationen entscheiden wie er ferner mit Kindertaufgegnern verfahren bzw. welche Richtung die Reformation weiter nehmen solle. Zwingli argumentierte, die Taufe sei an die Stelle der alttestamentlichen Beschneidung getreten und müsse daher auch an Kindern vollzogen werden. Die „Brüder“ hingegen argumentierten, in der Bibel finde sich kein Beispiel für Kindertaufe und diese sei daher unbiblisch und falsch. Allerdings war der Rat keineswegs unparteiisch. Er ließ noch nicht einmal den Eindruck einer Neutralität in dieser Frage wecken. Er nennt in seiner Einladung die Kindertaufgegner Verirrte.

Entsprechend fiel auch das Urteil nach der Disputation. Der Rat entschied Zwingli und seine Anhänger hätten gewonnen und erließ einige Tage später ein Mandat, demzufolge alle noch nicht getauften Kinder innerhalb von acht Tagen getauft werden mussten. Wer dem Erlass nicht Folge leiste, werde des Landes verwiesen. Drei Tage später, am 21. Januar 1525, entzog der Zürcher Rat den „Brüdern“ die Versammlungsfreiheit und erteilte Grebel und Mantz Redeverbot. Reublin, Brötli und die anderen Nichtzürcher Kindertaufgegner wurden aus Zürich ausgewiesen.

Noch am selben Abend trafen sich die „Brüder“ im Haus von Felix Mantz um über ihr weiteres Vorgehen zu beraten. Einerseits waren sie mit dem Versammlungs- und Redeverbot konfrontiert, andererseits entnahmen sie der Bibel, die einzige von ihnen anerkannte Autorität in Glaubensfragen, dass die Kindertaufe unbiblisch und damit falsch sei.

Sie knieten nieder und beteten voller Angst, aber, nachdem sie gemeinsam die Bibel gelesen hatten, entschlossen Gott mehr zu gehorchen als den Menschen, um Führung und Kraft. Nach einiger Zeit des Betens und Flehens erhob sich Jörg Blaurock, ein ehemaliger Priester, und bat Konrad Grebel, als den anerkannten Führer der Gruppe, ihn auf sein Bekenntnis zum Glauben hin zu taufen. Grebel tat es. Er nahm ein mit Wasser gefülltes Gefäß aus Mantz' Küche, und goss, geeignete Stellen aus der Bibel zitierend, das Wasser auf den Kopf des wieder knienden Blaurock. Daraufhin taufte Blaurock die anderen Anwesenden; einen jeden auf sein Bekenntnis des Glaubens hin. Anschließend ermutigten sie sich gegenseitig, fest im Glauben und im Dienst für das Evangelium zu bleiben.

Damit war die erste täuferische und zugleich erste freikirchliche Gemeinde gegründet sowie die erste Wiedertaufe vollzogen. Die „Brüder“ selbst verstanden letzteres allerdings nicht als Wiedertaufe, sondern als erste gültige Taufe, da ihre Taufe als Kind nicht auf ihren Glauben hin geschehen war.

In der darauf folgenden Woche gingen sie nach Zollikon, der Zürcher Ortsteil, in dem Brötli bereits durch frühere Predigten auf die Christen gewirkt hatte; hier entfaltete sich die junge Gemeinde sehr schnell. Bis zum 29. Januar dem Tag des Inkrafttretens der Ausweisung Brötlis und der anderen Nichtzürcher tauften sie 34 Männer und eine Frau. Sie waren täglich in Gemeinschaft und hielten das Abendmahl in einfachen Bauernhäusern.

Die ersten Gefangenschaften und die weiteren Taufdisputationen

Doch schon am 30. Januar desselben Jahres erlebte die junge Gemeinde den ersten Rückschlag. Brötli und Reublin hatten Zürich bereits verlassen, als die meisten Glieder der Täuferbewegung verhaftet wurden. Darunter auch Mantz und Blaurock, welcher nicht aus Zürich ausgewiesen worden war, obwohl er kein Zürcher war; wahrscheinlich war Blaurock bei der ersten Taufdisputation nicht sehr aufgefallen. Die „Brüder“ hatten gegen die Verordnung vom 21. Januar, gegen das Versammlungs- und Redeverbot, verstoßen.

Eine Woche drauf wurden die meisten der Täufer nach einer eher leichten Untersuchungshaft wieder entlassen. Sie mussten die Kosten für die Untersuchungshaft bezahlen und ein Versprechen geben, alle zusammen weitere tausend Gulden zu zahlen, sowie Urfehde schwören, das heißt sich von Rachehandlungen und Friedensstörungen zu enthalten.

Mantz und Blaurock hingegen blieben inhaftiert und wurden einige Male gesondert verhört. So begann für Mantz die erste seiner vier Gefangenschaften in Zürich. Nach zehn Tagen beschloss der Rat Mantz gegen Bezahlung der Haftkosten sowie die Leistung einer Bürgschaft in Höhe von 100 Gulden zu entlassen. Da Mantz das Urteil nicht akzeptierte, weil er die Zuständigkeit des staatlichen Gerichts in Glaubensfragen an-

Weise, fürsorgende, gnädige, liebe Herrn und Brüder!

Eure Weisheit wissen wohl, daß viele ungewöhnliche Gespräche stattgefunden haben. Einerseits meinen einige, man müsse neugeborene Kinder, die gerade aus dem Mutterleib kommen, taufen; denn das könne aus der Heiligen Schrift bewiesen werden. Die andern wissen und glauben auf Grund ihres Studiums göttlicher Schrift - und zwar mit Recht -, daß die Kindertaufe schlecht und falsch ist, vom Antichristen stammt und von ihm erdacht ist. Zu diesen gehöre auch ich und werde von einigen als Aufrührer und Unmensch angesehen und angezeigt. Das geschieht mir aber unbillig und zu Unrecht. Es kann auch in Wahrheit niemals nachgewiesen und belegt werden, daß ich irgendwo Aufruhr gestiftet habe oder daß ich irgendwo irgendwen etwas gelehrt oder zu ihm gesprochen habe, was Aufruhr gebracht hat oder bringen kann. Das werden alle, mit denen ich je zu schaffen gehabt habe, von mir bekennen. Deshalb geschieht mir Unrecht. Da man mich nun (wenn auch ohne Grund) so einschätzt, halte ich es für nötig, Euch, meinen gnädigen, lieben Herrn, Rechenschaft und Begründung meines Glaubens zu geben. Ich meine, die Wahrheit hätte sich durchgesetzt, wenn die Sache Euch zu Ohren gekommen wäre. Denn als wir sie mehrmals Euren Hirten vortrugen, haben sie wohl stets mit uns verhandelt, aber das, was beschlossen war, daß man nämlich die Schrift reden lassen sollte und daß wir nichts hinzufügen oder abstreichen sollten, das ist nie in Erfüllung gegangen.

Felix Mantz, Protestation und Schutzschrift an den Rat von Zürich (1524), Auszug

focht, blieb er weiter in Haft, während sein Mitstreiter Blaurock nach einigen Gesprächen mit Zwingli gegen Urfehde entlassen wurde.

Blaurock begann aber gleich nach der Entlassung wieder mit der Tauftätigkeit und trug somit zum erneuten Aufleben der Zolliker Gemeinde bei. Wieder wurden viele der Täufer verhaftet, auch Blaurock wieder. Im März wurde daraufhin die zweite öffentliche Taufdisputation veranstaltet. Diesmal waren aber nur die beiden Täuferführer Mantz und Blaurock geladen. Einzeln mussten sie vor ein weit überlegenes Disputationskollegium um Zwingli treten und ihre Standpunkte darlegen. Wie schon die Dienstagsaussprachen und die erste Taufdisputation, endete auch diese zweite ergebnislos. Beide Parteien verharrten auf ihrem Standpunkt. Noch im März traten die meisten Inhaftierten von den täuferischen Ansichten zurück und wurden gegen Geldstrafe und Urfehde entlassen. Mantz und Blaurock jedoch beugten sich nicht der staatlichen Gewalt. Daraufhin wurde Blaurock nach Chur gebracht. Mantz dagegen musste, weil er ein Zürcher war, im Gefängnis bleiben, bis er schließlich im April desselben Jahres die Gelegenheit fand auszubrechen.

Nach einigem Wirken in Schaffhausen, in Graubünden und in Chur wird Mantz Mitte Juli in Chur wieder verhaftet und nach Zürich abgeschoben. Dort wurde er sogleich gefangen gesetzt. So begann für Mantz die zweite Gefangenschaft. Diese endete für Mantz am 7. Oktober, nachdem Mantz Urfehde und einen Eid geschworen hatte, nicht mehr zu taufen oder andere dazu anzuhalten.

Nach seiner Entlassung ging Mantz ins Amt Grüningen, wo Grebel bereits wirkte. In Grüningen wurde Mantz lange von dem Zürcher Landvogt Jörg Berger gesucht, aber von der Bevölkerung erfolgreich versteckt gehalten.

Vom 6. – 8. November 1525 fand die dritte öffentliche Taufdisputation statt. Nach deren Ende setzte man den wichtigsten Wortführer, neben Grebel und Blaurock, Felix Mantz zum dritten Mal gefangen. Grebel und Blaurock saßen schon vor der Disputation im Gefängnis. Auch diese dritte und letzte öffentliche Taufdisputation brachte keine neuen Ergebnisse oder neuen Positionen zutage. Zwingli wurde wieder zum Sieger erklärt, die Teilnahme an der Täuferbewegung unter Strafe gestellt und die Täufer beklagten wieder die Vorgehensweise Zwinglis und des Rates.

Im März des Jahres 1526 kam dann die Wende in der Verfolgung der Täuferbewegung. Der Rat erkannte, dass mit den bisherigen Maßnahmen, wie Geldstrafe und Urfehde, die Täuferbewegung nicht beendet werden konnte, sondern immer weiter wuchs und weiterhin für Unruhe sorgte. Daher beschloss er nach Verhören einiger Täufer, darunter auch Mantz, am 7. März 1526 auf jedes weitere Taufen die Todesstrafe durch Ertränken zu setzen. Die bereits inhaftierten Täufer, darunter auch Grebel, Mantz und Blaurock, sollten bei Wasser und Brot bis zum Tod gefangen bleiben, wenn sie nicht *„von ihrem Vorhaben und Irrtum stehen und gehorsam sein wollen“*.

Die Inhaftierten sollten jedoch nicht in dieser Gefangenschaft sterben. Denn schon am 21. März 1526 gelang ihnen die Flucht aus dem Gefängnis, weil irgendjemand ein Fenster offen gelassen hatte; vielleicht wollte ein Sympathisant den Täufern helfen.

Die letzte Gefangenschaft und das Martyrium

Nach seiner Flucht beginnt für Mantz die Zeit seiner größten Wirksamkeit, nicht zuletzt wegen der vergleichsweise langen Zeit von acht Monaten ununterbrochener Freiheit. Nach zwei Wochen in der Freiheit taufte er im Norden der Schweiz wieder eine Frau, nachdem er sie zuvor im Glauben unterwiesen hatte. Im Juni predigte Mantz umherziehend wieder in Grüningen, später im Sommer dann im Basler Gebiet. Aber auch aus Basel wurde er ausgewiesen, sodass er schließlich im Oktober in St. Gallen predigend umherzog.

Aus dem St. Gallener Gebiet ausgewiesen, kehrte Mantz an die Stätte der größten täuferischen Erfolge, ins Amt Grüningen, zurück. In Grüningen hielt sich bereits sein Freund Blaurock auf. Neben dieser für Mantz sicher wichtigen Tatsache, erwarteten ihn in Grüningen aber auch weniger erfreuliche Umstände.

Denn die Standhaftigkeit der Grüninger Täufer, die trotz großer Entschlossenheit seitens der Staatsgewalt die Täuferbewegung auszumerzen ausharrten, führte zu noch größerer Härte. Im November 1526 beschloss der Zürcher Rat über alle, die taufen oder täuferische Ideen predigen die Todesstrafe zu verhängen.

Am 3. Dezember 1526 gelang es dem, die Täuferbewegung energisch bekämpfenden, Grüninger Landvogt Jörg Berger vier Täufer in einem Waldstück gefangen zu nehmen, darunter auch Mantz und Blaurock. Zufrieden ließ er die Gefangenen nach Zürich bringen. So begann Mantz' vierte und letzte Gefangenschaft und mit ihr sein letzter Gerichtsprozess.

Im Verhör wurde Mantz vorgeworfen, er habe eine eigene Kirche, bestehend aus sündlosen Mitgliedern aufbauen wollen, er habe außerdem gelehrt ein Christ dürfe weder das Schwert führen noch ein staatliches Amt innehaben, ferner habe er die Gütergemeinschaft gelehrt und gefordert und schließlich habe er seinem Eid vom 7. Oktober zuwider getauft.

Mit diesen vier Vorwürfen konfrontiert, gesteht Mantz, dass er eine eigene Kirche aufbauen wolle, allerdings seien deren Mitglieder nicht sündlos, sondern bestrebt Gottes Wort gemäß zu leben. Er gesteht auch gelehrt zu haben, ein Christ solle weder das Schwert führen noch ein staatliches Amt innehaben. Gegen den Vorwurf die Gütergemeinschaft gelehrt zu haben wehrt er sich jedoch. Er habe lediglich christliche Nächstenliebe und die ihr eigene Hilfsbereitschaft und Freigebigkeit gefordert. Zum vierten Vorwurf bekennt er, eine Frau etwa zwei Wochen nach seinem Ausbruch getauft zu haben.

Diese Aufrichtigkeit und Geständigkeit wird ihm aber zum Verhängnis. Am 5. Januar 1527 fällt der Zürcher Rat, nach Anhörung Zwinglis, das Urteil über Mantz: Tod durch Ertränken. Sein Besitz gehe an die Obrigkeit. Blaurock sollte aus der Stadt hinausgepeitscht werden und nie wieder zurückkehren. Zwingli war mit den Urteilen gegen die Täuferführer durchaus einverstanden.

Noch am Tag der Urteilsverkündung wurde Felix Mantz im Limmat, einem Fluss unweit seines Geburtshauses, gegen drei Uhr am Nachmittag als erster Täufer in einem protestantischen Land hingerichtet. Während er vom Gefängnis zum Fluss geführt wurde, Gott lobend, dass er für seinen Herrn leiden und sterben dürfe, riefen ihm seine Mutter und sein Bruder zu, er solle standhaft bleiben. Kurz bevor er dann gefesselt und mit einem Stock zwischen den Armen und den Knien weitgehend unfähig sich zu bewegen gemacht, in den Fluss gestoßen wurde, betete er laut rufend: *„In manuas tuas domine commendo spiritu meum! – Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!"*

Seine Hinrichtung erregte große Aufregung in Zürich und weit darüber hinaus; bis nach Straßburg. Sein Tod sollte als Abschreckung für alle Täufer und Sympathisanten in und um Zürich dienen. Das Gegenteil jedoch war der Fall. Die Standhaftigkeit Mantz' bis in den grausamen Tod ermutigte die anderen Täufer standhaft zu bleiben; notfalls bis in den Tod.

Am 5. September 1528 wurden die nächsten zwei Märtyrer der Zürcher Täuferbewegung, Jakob Falk und Heini Reimann, in gleicher Weise und an gleicher Stelle wie Felix Mantz hingerichtet.

Felix Mantz, der nüchterne standhafte Biblizist, wurde so zum ersten täuferischen Märtyrer und zum Vorbild einer langen Reihe von Täufern, die ein ähnliches Schicksal ereilte.

Johann Driediger

Der Verein zu Erforschung und Pflege des Kulturerbes des russlanddeutschen Mennonitentums hatte am 9. April 2005 in Detmold eine öffentliche Tagung. Dr. Horst Gerlach hielt einen Vortrag über einen der berühmtesten Männer unter den Mennoniten Russlands im 19. Jahrhundert.

Johann Cornies – ein Westpreuße reformiert die mennonitische Landwirtschaft in Russland

Im Jahr 1804 zog Johann Cornies, der Drillmeister der russlanddeutschen Mennoniten und Reformator der russländischen Landwirtschaft, von Mühlhausen auf der Elbinger Höhe nach Russland. Er hatte am 20. Juni 1789 in dem Dorf Bärwalde, südlich der Elbinger Weichsel, das Licht der Welt erblickt. In dem Cornies-Haus in Bärwalde, Kreis Marienburg (später Kreis Großes Werder), wohnte bis zur Vertreibung 1945 der Bauer Johann Schulz. Von Bärwalde zogen die Eltern wenige Jahre später nach Schönbaum, gegenüber Fürstenwerder, auf der Frischen Nehrung, am anderen Ufer der Elbinger Weichsel gelegen.

Eine in der Corniesforschung wohl noch nicht beachtete Quelle dazu ist das evangelische Kirchenbuch von Schönbaum. Das Original wurde 1937 von der aus Fürstenwerder stammenden Familienforscherin Anna Andres abgeschrieben, die in ihren umfangreichen Aufzeichnungen über 40 000 Namen von aus Westpreußen stammenden Familien und deren Nachkommen in Russland und Übersee zusammengetragen hat.

Bei der Flucht 1945 nahm sie die Kirchenbuchkopie mit ihren zusätzlichen Eintragungen mit über die Ostsee nach Dänemark und bewahrte sie in Monsheim bei Worms auf.

In Danzig bestand zu der Zeit die Vorschrift, dass die Mennoniten im Gebiet der *Nehrung und Scharpau* in das evangelische Kirchenbuch eingetragen werden mussten. In diesem Kirchenbuch nun wird Hans Cornies als Hakenbüder in Schönbaum erwähnt. Die Hakenbuden waren bedeutende Einkaufszentren in den Dörfern. Sie hatten gewöhnlich einen großen Kundenkreis und verkauften alles, was die Landbevölkerung brauchte, so z.B. Kleider, Geschirr, Geräte (Sensen, Mistforken), Lebensmittel und handelten fernerhin auch mit Flachs. Auf dem Dach der Hakenbude von Schönbaum stand eine Windmühle. Zu dem Anwesen gehörte auch eine Bäckerei. Das Geschäft bestand bis 1945 als Gast- und Landwirtschaft mit Kohlenhandlung unter Rudolf Grindemann. Die Gastwirtschaft wurde vom Damm aus betreten. Bäckerei und Hof waren unten an der Dammsohle. Das Schönbaumer Kirchenbuch nennt als Geburtsdatum des Johann Cornies I. den 24. Juni 1741. Am 24. Juni 1770 heiratete er Katharina Epp, die schon im Alter von 33 ½ Jahren am 25. Mai 1786 verstarb, ein Jahr nach der Geburt ihrer gemeinsamen Tochter.

Am 1. November 1787 heiratete er Maria Claassen, eine Tochter des verstorbenen Nachbarn und Hofbesitzers aus Petershagen. Aus dieser Ehe sollen 6 Kinder hervorgegangen sein. Das erste Kind wird als am 6. Juli 1789 geboren verzeichnet. Es erscheint hier ohne Namensangabe, ist aber wohl jener berühmte *Johann Cornies II*. Als Geburtsdatum ist sonst der 20. Juni 1789 überliefert. Die Diskrepanz erklärt sich aus der etwas lässigen und unvollständigen Führung der Kirchenbücher, in denen auch sonst neben einer Reihe von zuverlässigen Nachrichten manches nicht zu harmonisieren ist. Der Eintrag erfolgte sicherlich erst nach dem Zuzug der Familie von Bärwalde nach Schönbaum.

In Schönbaum hatte der Vater Zerwürfnisse mit dem Fiskus und siedelte deswegen 1797 nach *Mühlhausen* (Kreis Preußisch Holland/Ostpreußen) über. Das Städtchen war zur Zeit des Ritterordens gegründet worden und hatte 1933 genau 2672 Einwohner. In Mühlhausen verstarb 1799 der etwa 2½ Jahre alte Heinrich Cornies an Pocken und wurde dort beerdigt. Die überwiegende Zahl der westpreußischen Mennoniten lebte in der Umgebung von Danzig, der Niederung des Danziger und Marienburger Werders sowie an der Haffküste in einem Gebiet mit vorwiegend bäuerlichen Betrieben. Anders war es im angrenzenden Ostpreußen und somit auch im Kreis Preußisch Holland. Dort besaß die Familie der Grafen Dohna-Schlobitten etwa 14 Güter und Vorwerke. König Friedrich Wilhelm IV. erhob am 10. September 1840 die Majorate Schlobitten, Lauck, Reichertwalde und Schlodien zur Grafschaft Dohna. Kaiser Wilhelm II. erhob den Majoratsinhaber Burggraf Richard zu Dohna-Schlobitten am 1. Januar 1900 in den erblichen preußischen Fürstenstand. Die Vertreter der Familie kannten die Mennoniten sehr gut. Als das preußische Heer von Napoleon bei Jena und Auerstedt 1806 geschlagen worden war, regten sie bei den Mennoniten an, der auf der Flucht befindlichen königlichen Familie zu helfen und dann auch gleichzeitig um ihre Privilegien, nicht in der Armee dienen zu müssen durch eine Entrichtung von Sanitätsstoffen für die Verwundeten eine Verlängerung ihres Privilegiums bei König Friedrich Wilhelm III. zu erreichen. – Kurz gesagt, die Familie Cornies kam hier in Kontakt mit der Gutswirtschaft. Ferner gab es in dieser Gegend und im übrigen Ostpreußen die Güter der gräflichen Familie Dönhoff. Diese Familie besaß in Ostpreußen, besonders im Kreise Preußisch Holland und im Kreise Rosenberg, einige Dutzend Güter und einen gut organisierten Waldbau. Von dort her hat der junge Cornies wohl entscheidende Anstöße für seine späteren Handlungsweisen in der Urkaine empfangen. Die bekannteste Vertreterin der Familie ist die Gräfin Marion Dönhoff, die im Januar 1945 von ihrem Gut bei Preußisch Holland mit dem Pferd in den Westen floh. – Alle diese Schlösser wurden von der Roten Armee 1945 fast bis auf die Grundmauern eingeäschert. – Wichtig für uns ist, dass die Familie Cornies hier wohl die Anregung für die Gutswirtschaft in der Ukraine mitbekommen hat.

Als 1804 die Familie Cornies mit dem 15jährigen Johann und drei weiteren Söhnen, Peter (geb. 14. November 1791 in Schönbaum), David (geb. 15. Juni 1794 in Schönbaum) und Heinrich, nach Russland auswanderte, ahnte wohl noch niemand, dass dieser Junge einmal den mennonitischen Kolonien seinen unverwechselbaren Prägestempel von Fleiß und Fortschritt aufdrücken würde, dessen Gütezeichen die Mennoniten dann um die Welt trugen. Wie kam es dazu?

Vater Johann Cornies war von Danzig als Matrose zur See gefahren und hatte 1755 in Lissabon das große Erdbeben miterlebt, bei dem damals 30 000 Einwohner umkamen. Auch war er um das Kap der Guten Hoffnung herum bis nach Indien gesegelt. Sicherlich hatte er mit seinen Reiseschilderungen die Phantasie

Geburtshaus von Johann Cornies in Bärwalde, Preußen

Johann Cornies, nach einem Bild von Tobias Voth

des Jungen angeregt. Als die Familie nach Mühlhausen zog, war Johann, der älteste Sohn, acht Jahre alt. In Mühlausen verbrachte er seine glücklichste Zeit und wohl auch die, die ihn am meisten geprägt hat. Er hat dort wohl auch die Elementarschule besucht, wenn auch nicht bis zum Abschluss. Immerhin ist hier in seiner preußischen Heimat der Grundstock für sein späteres Wissen und Selbststudium gelegt worden, das ihn zu einem Bildungsgrad brachte, der ihn nach dem Urteil des Freiherrn von Harxthausen „als völlig auf der Höhe der wahren geistigen Kultur stehend“ anerkennen musste.

Mühlhausen ist zwar nicht so als von Mennoniten bewohnter Ort bekannt wie etwa Marienburg oder Danzig, aber Guido Stark bestätigt in seinem Buch Mühlhausen (1927) unter der Rubrik *Juden* (!), dass es dort um 1800 eine Reihe von Mennonitenfamilien gab. So erscheint unter den 20 im Jahre 1808 (Steinsche Städtereform) gewählten Stadtverordneten ein typischer Mennonitenname *Entz*.

Was den Vater Cornies zum Auswandern veranlasst hat, ist schwer zu sagen. Waren es die unüberhörbaren Wellenschläge der Französischen Revolution in der Gestalt des Usurpators Napoleon, die sich an den Grenzen Preußens zwar noch brachen, die aber auch jeden Augenblick überschwappen konnten? Wichtiger war vielleicht die Einladung Zar Alexanders I. (1801-1825) von Russland, der die Kolonisationspolitik der Zarin Katharina II. in Südrussland fortsetzte. Sein Erlass vom 20. Februar 1804 versprach dieselben Vergünstigungen, die Katharina II. 1763 verheißen hatte: 1. Freie Religionsausübung, 2. Befreiung von Steuern auf 10-30 Jahre, 3. zinslose Darlehen, 4. Befreiung vom Militärdienst „auf ewige Zeit“, 5. eigene Gemeinde- und Schulverwaltung und 6. unentgeltliche Zuweisung von 30-80 Deßjatinen Kronland pro Familie (1 Deßjatine = 1,09 ha). Aber der Erlass unterschied sich auch in ganz wesentlichen Punkten von dem der Katharina. In diesem Erlass wurde betont, dass die ausländischen Siedler „in ländlichen Beschäftigungen und Handwerken als Beispiel dienen sollten“. Man wollte also Know-how und Entwicklungshelfer. Zweitens sollte das russische Reich nicht jedermann zugänglich sein, da es mit der Ansiedlung von Städtern, Offizieren und Intellektuellen auf dem Lande schlechte Erfahrungen gemacht hatte. Die Einwanderer mussten ferner 300 Gulden Vermögen und ein Leumundszeugnis ihrer Heimatbehörde nachweisen. Diese Forderung war sicherlich nicht leicht zu erfüllen!

Mit den heimatlichen Einflüssen ausgestattet, zog die Familie Cornies 1804 mit 1000 Rubeln nach Russland. Sie blieb zwei Jahre bei mennonitischen Glaubensgeschwistern in der ukrainischen Kolonie Chortitza. Die dort ansässigen Siedler, insgesamt um die 400 Familien, waren von 1788 bis 1797 von Westpreußen eingewandert und bildeten die sogenannte Alte Kolonie. Dann zog die Familie weiter zur Kolonie Molotschna, einer Kolonie, die 1803-1805 von 342 mennonitischen Familien aus dem Marienburger und Elbinger Gebiet im Gouvernement Taurien, Kreis Berdjansk, am Fluss Molotschna (Ableitung von *Moloko* = Milch, also Milchfluss) mit einer Landfläche von rund 120 000 Deßjatinen angelegt wurde. Hier wurden von 1804 bis 1806 insgesamt 18 Dörfer gegründet mit typischen westpreußischen Namen wie Tiegenhagen, Fischau, Lichtenau, Fürstenwerder, Petershagen, Ladekopp, Wernersdorf, Ohrloff und Rosenort. Bis 1863 entstanden an der Molotschna 57 Dörfer und 3 Vorwerke.

Auf der Steppe gab es mannshohes Gras und keinen einzigen Baum. Neben den schwarzen Filzzelten der *Nogaier* weidete dort deren Vieh. Diese Nogaier leiteten ihren Namen von dem tartarischen Heerführer Nogai ab, der 1206 über alle mongolischen Stämme herrschte, sich aber 1261 von der Goldenen Horde trennte. Die Nogaier hatten Katharina II. gebeten, in den russischen Untertanenverband aufgenommen zu werden. Ihnen war 1789 die Molotschna als Weideland zugewiesen worden. Sie trugen im Gürtel ein Messer und in der Hand einen langen Speer und belästigten die friedlichen Ansiedler am Anfang sehr. Vater Cornies ließ sich in dem Dorf Ohrloff nieder und bekam dort 65 Deßjatinen Land. Neben seinem Ackerbaubetrieb betätigte er sich besonders als Heilpraktiker. Sicherlich wird er früher dem Schiffsarzt so manches abgeschaut haben. In Ermangelung eines Koloniearztes hatte er viel Zustrom von Deutschen, Russen und Nogaiern.

Der Vater Cornies, der mit geringer finanzieller Ausstattung in Russland anfing, brachte es bald zu bescheidenem Wohlstand und hinterließ nach 8 Jahren Leben in der Ukraine jedem der vier Söhne einen Erbteil von 4000 Rubeln. Johann, geschätzt wegen seiner Ehrlichkeit, ging als 16-jähriger zu einem Müller in Ohrloff. Ein Jahr später schaffte er sich ein Pferd und einen Wagen an und handelte mit Butter, Schinken, Käse und anderen Produkten bis zu dem Schwarzmeerhafen Sewastopol auf der Krim. 1811 heiratete der 22-jährige die 19 Jahre alte Agnes Klassen, die ihm eine treue

Lebensgefährtin wurde. Der Napoleonwinter von 1812 war sehr streng. Damals zog der geschlagene Korse Napoleon von Moskau über die Beresina, Ostpreußen und Westpreußen nach Frankreich zurück. Es war damals in der Ukraine so kalt, dass man die Tiere ins Haus nehmen musste. Im Frühjahr, verursacht durch die Enge des elterlichen Hauses, übernahm Johann die noch unbewohnte Wirtschaft Nr. 4 in Ohrloff und baute ein neues Anwesen, welches die Aufmerksamkeit des durchreisenden Zaren Alexander I., bekannt durch die Teilnahme an der Völkerschlacht bei Leipzig 1813 und den Wiener Kongress 1815, auf sich lenkte.

Seine erste öffentliche Tätigkeit begann damit, dass er 1817, damals kaum 28 Jahre alt, zum Bevollmächtigten der Mennonitengemeinde gewählt wurde, um für die aus Preußen nachkommenden Glaubensgenossen passende Ansiedlungsplätze zu finden. Durch seine Handelsreisen kannte er die Steppen des Südens wie kein anderer bis zum Don und der entfernten Südküste der Halbinsel Krim. Er nahm den Auftrag gerne an. Er entsprach seinem inneren Streben. Die Regierung war offensichtlich mit seiner Tätigkeit sehr zufrieden und beauftragte ihn für die aus Württemberg ankommenden Neusiedler im Mariopoler Kreis die Ansiedlungsplätze zu bestimmen.

Da das Land am Schwarzen Meer sehr trocken war, verlegten die Siedler sich auf Vieh- und Schafzucht. Cornies verbesserte die Herden durch Ankauf von spanischen Merinos, so dass das Fürsorgekomittee ihn schon 1824 mit der Hebung der Gemeindeschäfereien der Kolonie beauftragte. Er kaufte zu diesem Zweck beim Zaren selbst in Zarskoje Selo bei Petersburg und später in Sachsen Merinos ein. Die Zahl der Kolonieschafe stieg bis 1845 auf 106.000 Stück, die Einnahmen beliefen sich auf rund 100.000 Rubel. Als Oberschäfer stellte er den Kosaken Luka ein und nahm ihn auch zum Schafankauf nach Sachsen mit. Insgesamt diente Luka der Familie Cornies 50 Jahre lang und starb im Alter von 90 Jahren in Tschernigowka im Kreis Berdjansk.

Die Rote Deutsche Kuh

Eine hervorragende Tat der deutschen Kolonisten in Russland war die Einführung der *Roten Deutschen Kuh*. Bei der Besiedlung des Schwarzmeergebietes mit Griechen, Bulgaren, Serben, Juden und Deutschen stellte sich heraus, dass die Milchleistung des einheimischen Steppenrindes trotz hohen Fettgehalts nicht befriedigte. Die zahlenmäßig starke Gruppe der Mennoniten brachte den ostfriesischen Schlag nach Russland mit. Darüber berichtet der *Kalender 1955*:

Über die weitere Entwicklung hat der bedeutende Organisator und Inspektor der deutschen Kolonien Johann Cornies im Journal der russischen Landwirtschaftlichen Gesellschaft im Jahre 1839 berichtet:

Die Rasse der hier sogenannten deutschen Kühe der molotschnaer Mennoniten stammt aus Ostfriesland. Sie wurden von den Mennoniten bei ihrer Auswanderung aus Preußen im Jahre 1804 in großer Zahl nach der Molotschna mitgebracht. Weil aber die Zahl der ostfriesischen Kühe für die Wirtschaft der Mennoniten unzureichend war, kam man auf den Gedanken, diesem Übelstand durch Veredelung der einheimischen (grauen ukrainischen) [Rasse] durch ostfriesische Zuchttiere abzuhelfen. Das ist vollkommen gelungen und wird bis heute (1839) mit großem Erfolg fortgesetzt, da die veredelten Kühe fast in keiner Beziehung den echten ostfriesischen nachstehen, weder in Wuchs, noch in Farbe, noch in den Eigenschaften (Milchleistung) […].

*Die Rote Deutsche Kuh hatte als Milchlieferant eine große wirtschaftliche Bedeutung erlangt und war vor allem in den Städten und Industriegebieten als Krasnaja nemka (= **Rote Deutsche Kuh**) bekannt […].*

Im Jahre 1923 wurde das ukrainische Staatliche Herdbuch in Odessa und 1927 das zweite nordkaukasische Herdbuch in Rostow angelegt. Beide Herdbücher führen offiziell die Bezeichnung „Rote Deutsche Kuh". Die Arbeiten dieser Herdbücher unterscheiden sich kaum von denen in Deutschland. Die wertvollsten Milchkühe wurden in den Dörfern vorgefunden, die keine Einkreuzung vorgenommen hatten. Vor der Zwangskollektivierung haben im Jahre 1928 in den deutschen Kolonien 127 Kontrollassistenten 10.482 Kühe kontrolliert. Dank dieser Arbeit konnte eine bessere Fütterung, Haltung und Pflege verzeichnet werden […]. Die Rote Deutsche Kuh ist zum Hauptmilchlieferanten der UdSSR geworden. Sie ist nicht nur im Schwarzmeergebiet und Kaukasus zu Hause, viel-

Der Hof von Johann Cornies. Zeichnung von Dipl.-Ing. Otto-Karl Gerlach, Hildesheim.

mehr findet sie sich auf verschiedenen Staatsgütern in Kasachstan und Sibirien […]. Die russische Revolution, die Sowjetregierung und der letzte Krieg haben die deutschen Kolonisten von Haus und Hof verjagt. Zurückgeblieben ist jedoch die Deutsche Rote Kuh als eine der vielen Zeugen deutscher Pionierarbeit.

Dass es zu diesen Zwangsmaßnahmen kam, ist zu bedauern. Bleibt aber festzuhalten, dass Johann Cornies sowohl züchterisch als auch publizistisch zu diesem bleibenden Erfolg beigetragen hat. Nach 1945 ist diese Rinderrasse dann offiziell von der russischen Presse von *Krasnaja njemetzkaja poroda* in *Stepnaja poroda (Steppenrasse)* umbenannt worden. Damit sollte die züchterische Leistung der deutschen Kolonisten offensichtlich verschwiegen werden. Um das an sich trockene Land nicht so auszupowern, führte Cornies die Schwarzbrache ein, die die Winterfeuchte besser halten sollte. Sie wurde in allen Mennonitenkolonien an der Molotschna 1835 obligatorisch.

Von den 65 Deßjatinen, die zu einer Wirtschaft gehörten, wurden 25 Deßjatinen als Ackerland in vier Felder eingeteilt, davon konnten drei Felder mit Getreide bestellt werden, das vierte Feld war für die *Schwarzbrache* bestimmt (ein Sechstel davon durfte mit Kartoffeln bepflanzt werden). Es war das allerbeste Mittel, um dem Boden die Winterfeuchtigkeit länger zu erhalten.

Hier die Vorgeschichte. Das trockene Jahr 1833 führte zu einer großen Missernte mit traurigen Folgen. In jenem Jahr versagten alle Äcker. In Münsterberg konnte ein Landwirt eine Roggenernte einbringen, weil er seinen Roggen in Schwarzbrache gesät hatte. Ein anderer Landwirt in Rudnerweide, der noch von Preußen her die Bedeutung der Anwendung des Düngens mit Mist kannte, hatte seinen Acker dementsprechend versorgt. Er bekam von seinem Feld Arnautweizen zu Brot und Aussaat, neben etwas Spreu und Stroh, während alle übrigen Landwirte leer ausgingen.

Der Erfolg blieb nicht aus. Als der Kreis Berdjansk 1845 eine Missernte hatte, brachten die Ländereien der Kolonien dennoch einen 7- bis 15-fältigen Ertrag, so dass jemand einmal ausrief: *„Haben die Mennoniten einen anderen Gott?“* – Nach dem ersten Weltkrieg, dem Bürgerkrieg und der beginnenden kommunistischen Herrschaft sank der Ertrag in der Sowjetunion bei Weizen 1925 auf 8,2 Doppelzentner (dz) je Hektar (ha).Im Vergleich dazu erntete man im Deutschen Reich 20,7 dz je ha, in Frankreich 16,0 dz je ha und in Kanada 12,6 dz je ha.

Zu den weiteren Maßnahmen gehörte auch die Einführung von landwirtschaftlichen Geräten wie der einscharige Werderpflug (*Beßplog*) und die Egge. Das Getreide wurde damals mit der Hand gesät, mit dem Einschar untergepflügt und danach glatt geeggt. Erst 1854/55 (also nach dem Tode von Cornies) wurde der sogenannte *Bugger* (5 Schare) eingeführt, dazu die Buggeregge mit eben solchen Scharen. Der Bugger diente zum Durcharbeiten des Bodens. Vorher gab es noch den *Landhaken*, wohl eine Art Grubber. Mit diesem wurde die mit dem Einschar gestürzte Brache zweimal durchgehackt. Landhaken und Pflug hatte man schon seit der Einwanderung aus Preußen. Einmal lies Cornies mehrere einscharige Pflüge aus dem Ausland kommen.

Zur Verbesserung des Wasserhaushaltes gehörte auch das Anlegen von Teichen und das Aufschütten von Erddämmen, um im Frühjahr die Schmelzwasser für die regenarme Zeit zu konservieren. Damit verbunden war auch die Berieselung von 1384 Deßjatinen Heuwiesen. In der wasserarmen Steppe waren diese Stauseen eine Wohltat für Mensch und Vieh, dass so die einen baden, die anderen getränkt werden konnten. Sicherlich haben wir es hier mit den Vorformen der großartigen Staudämme zu tun, die dann die Sowjetregierung besonders nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg anlegte. 1927 begannen die Vorarbeiten für den damals größten Staudamm der Welt gerade im mennonitischen Siedlungsgebiet von Chortitza. Der von dem amerikanischen Oberst Hugh Cooper geplante und errichtete Dnjeprostroj sollte bis 1932 fertig werden. Das als weltgrößtes geltende Kraftwerk war 240 Meter lang und 9 Turbinen erzeugten jeweils 85 PS. Hinter der Mauer von 66 Metern Höhe erstreckte sich ein riesiger Stausee.

Gerade aber um den Wasserhaushalt besser kontrollieren zu können, bemühte sich Cornies um die Anpflanzung von Bäumen als Windschutzstreifen. Erinnerte er sich an den Schlobitter Forst? 1845 hatten die Gehölzanlagen 529.900 Stämme, von denen die älteren Bäume schon als Nutz- und Brennholz verwendet werden konnten. Die in unseren Erdkundebüchern so vielgepriesene Anpflanzung von Windschutzstreifen im Norden des Schwarzen und des Kaspischen Meeres in Gegenden, in denen es oft nur 250 mm Niederschlag im Jahr gibt, geht letztlich auf unseren unvergleichlichen Johann Cornies zurück. Es blieb aber nicht dabei. Es sollten auch Obstgärten angelegt werden.

Vor ca. 10 Jahren hatte der Verfasser dieses Artikels Besuch von Prof. Helmut Matthies von der Universität in Wolgograd. Prof. Matthies war dort zuständig auch für die Anpflanzung von Windschutzstreifen. Von Cornies und den Anfängen der Anpflanzung in der 1. Hälfte des 19. Jahrhundert hatte er damals noch nichts gehört. Andererseits wusste er von der Herrnhuter Siedlung Sarepta bei Wolgograd und schickte dem Verfasser auch Bilder von der restaurierten Siedlung. Es sieht jedenfalls so aus, dass in der sowjetischen Zeit die Arbeiten von Cornies einfach ignoriert wurden. Das hat sich inzwischen geändert. Auf dem Symposium im Jahre 2004 in der Ukraine, auf dem man über die Ansiedlung der Molotschna sprach, hat man sich dann wieder gerne daran erinnert und es auch mit Zahlen belegt. – An den Häusern mussten damals Obstbäume gepflanzt werden. Längs der Straßen, so urteilte damals ein Reisender, wachsen „regelmäßige Anpflanzungen von Pappeln, Obstbäumen, Holzbirnen, usw. Das gleiche gilt für die Poststraßen und die Verbindungen zu den Dörfern, die so herrliche Alleen werden.“ Als nach der Revolution von 1917 die Bäume abgeholzt wurden, trug der Wind 1928 bis zu 28 cm Mutterboden fort! Man denke an ähnliche Entwicklungen in den USA!

Aber Cornies, der zu seinen Lebzeiten wegen seiner Strenge mehr gefürchtet als beliebt war, hatte es mit

störrischen Werderbauern zu tun, die nach dem Motto lebten *„Een Menist lat sich nich bemuttern!“* Von einem dieser Bauern wird berichtet, er habe, um Cornies zu ärgern, die Obstbäume mit der Krone in den Boden gepflanzt und dann dem Kolonieamt gemeldet, dass die Bäume bei ihm nicht wachsen würden. Als Cornies bei ihm zur Besichtigung erschien, zeigte er ihm die mit den Wurzeln aus der Erde ragenden Bäume. Cornies hatte aber für solche Schelmenstreiche kein Verständnis. Er nahm seine Reitgerte und zog dem nach vorn gebückten Bauern einige über den strammen Hintern. Für ihn galt die Devise des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelms I., *„Man muss die Menschen zu ihrem Glück zwingen“,* uneingeschränkt. Doch die Schwachen und Hilfsbedürftigen fanden in ihm ihren Beschützer. Wenn er Saumselige antraf, ließ er sie vorladen. So hatten beispielsweise zwei Kolonisten das Bäumepflanzen nicht sehr ernst genommen. Cornies hielt den beiden eine Gardinenpredigt und entschied, dass sein Gärtner Ohm Reimer ihre Gärten anlegen sollte und die beiden Bauern in der Zeit seinen Acker besorgen sollten: *„Und das nicht schlechter als Eure eigenen! Verstanden?“*

Im Jahr 1812 wurde von ihm das Gut Taschtschenak gegründet. Das Land, 3350 Deßjatinen, wurde von dem Edelmann Granobarsky gekauft. Im Jahr 1842 wurde das an Taschtschenak angrenzende Gut Werigino mit 1600 Deßjatinen Land dazugekauft. 1830 gründete Cornies das Mustergut Juschanlee am gleichnamigen Fluss im Süden der Kolonie Molotschna bei Kleefeld und machte aus den 3500 Hektar Steppenland eine mustergültige Schaf- und Pferdezucht mit Ziegelei und Dachpfannenfabrik nebst Kalkbrennerei. Die beiden Güter Taschtschenak und Werigino wurden ebenfalls musterhaft bewirtschaftet und im Aufbau, den Gärten und Gebäuden dem Gut Juschanlee angeglichen. In der Zeit von 1825 bis 1845 beliefen sich die Einnahmen vom Gut Juschanlee auf 617.199 Rubel, davon 458.345 Rubel für Wolle, denn es wurden dort rund 8000 Schafe geweidet, und nur 270 Deßjatinen Land waren unter den Pflug genommen.

Cornies als Lehrmeister

Die russische Regierung war schon längst auf Cornies aufmerksam geworden, und das Ministerium der Reichsdomänen ersuchte ihn, doch auch schriftkundige russische Lehrlinge beiderlei Geschlechts, sogenannte *Kronslehrlinge*, bei sich einzustellen. Cornies erklärte sich damit einverstanden und nahm 16 Jungen und 4 Mädchen, Russen und Nogaier, in eine vier bis sechsjährige Lehrzeit auf seinen Hof. Als das Soll erfüllt war, wurden weitere Lehrlinge bei Nachbarn untergebracht. Somit erfüllte Cornies die von dem Zaren in seinem Einwanderungserlass geforderte beispielhafte Tätigkeit der Kolonisten, die in Russland der einheimischen Bevölkerung als Entwicklungshelfer dienen sollten.

Aber nicht nur da bewährte sich Cornies. Bei den von Ungeziefer geplagten, ärmlich als Nomaden lebenden Nogaiern, die als Mohammedaner Frauenhandel und Polygamie mit allen Problemen, die das mit sich brachte, betrieben, und deren Weltsicht mit einem abergläubischen Fatalismus behaftet war, gelang es Cornies, den Fürsten, der ihn als Freund und Lehrer verehrte, 1835 dafür zu gewinnen, einige Nomaden anzusiedeln. Früher hatten die Nogaier vor keinem räuberischen Überfall zurückgeschreckt. Als der junge Cornies noch als Händler über die nur mit wenigen Pfaden versehene Steppe zog, hatte er manchen Ritt auf Leben und Tod bestehen müssen, und oft rettete ihn nur das schnellere Pferd. Manchmal hatte er sich als Nogaier verkleidet, um vor ihren Nachstellungen sicher zu sein. Deswegen war die Sesshaftmachung ein Muss, um so die Sicherheit der Kolonisten besser gewährleisten zu können.

Nachdem der Fürst angesiedelt war, taten es die anderen ihm nach. Dadurch erhielten die Nomaden eine bessere Lebensgrundlage. Cornies wies den widerstrebenden Nogaiern aus dem Koran nach, dass das spanische Schaf – das Merino – das echte Opferschaf sei, welches die Mauren aus Afrika nach Spanien gebracht hätten. Damit war es bei den Nogaiern hoffähig geworden, und sie brauchten sich nicht mit christlichen Schafen zu „verunreinigen“. Ferner überließ er ihnen für Weiderechte die Hälfte des jährlichen Zuwachses an Junglämmern. So kamen auch die Nogaier zu guten Schafen, und laut Harxthausen wurden insgesamt 17.000 Nogaier angesiedelt. Auch die Alten unter ihnen ließen das Stehlen, und so meldete ein Bericht später: „Seit 33 Jahren hat kein einziger Einwohner von Akkerman sich eines Kriminalverbrechens schuldig gemacht.“ Die Nogaier nannten Cornies den „Nimitz Scheik“ (Scheich der Deutschen).

Gut Taschtschenak, bis zur Revolution im Besitz der Familie Cornies

Cornies als Schulreformator

Cornies war überall dabei. Er war der Kassierer und Depotführer der Molotschnaer Mennonitensektion, der Evangelischen Bibelgesellschaft Russlands und der Britischen Bibelgesellschaft in St. Petersburg, die über das ganze Land die Heilige Schrift verteilte. Auch dem Schulwesen ließ er nicht nur sogenannte, sondern echte Reformen angedeihen. Denn das war bitter nötig, zumal in den Klassenzimmern Hühner mit Küken, Wickelkinder in Windeln, und Lehrer ohne Bildung und Bücher an der Tagesordnung waren. Da jeder Schüler eine andere Fibel hatte, ließ er, als ihm 1843 die Beaufsichtigung der Schulen übertragen wurde, diese durch eine Wandfibel ersetzen. Er hatte für die Reformen bis

zu seinem Tode (1848) nur fünf Jahre Zeit. Untüchtige Lehrer wurden entlassen und durch bessere ersetzt; überhaupt galt es für die Lehrer jetzt entweder zu arbeiten – oder abzudanken.

Von den Schulregeln, die er erließ, werden beispielhaft einige genannt:

1. Die erste Bildung, die die Seele empfängt, wird für die Zukunft eine große Gewalt haben.

4. Man verhüte durch Strenge üble Gewohnheiten der Kinder.

7. Durch Verbote, nie durch Strafe, muss man den Kindern zu Hilfe kommen und sie aus den Fesseln erlösen, die zu zerbrechen sie nicht die Kraft haben.

18. Wenn Kinder von selbst ihre Kräfte an etwas versuchen, so störe man sie nicht durch Tadeln und Kritisieren. Selbst versuchen gibt Körper- und Geisteskraft.

32. Es ist sehr vorteilhaft, gut unterrichtete Kinder zu Hilfsschülern (gemeint sind Hilfslehrer) der Vernachlässigten zu machen.

37. Die Lehren und Eindrücke der Religion müssen allen anderen Lehren und Eindrücken Kraft und Wirksamkeit geben, denn nie wird es der Mensch zu wahrer Sittlichkeit bringen, wenn er nicht Ehrfurcht, Liebe und Vertrauen gegen ein unsichtbares Wesen fühlt, welches er als Herrn seines Schicksals betrachtet. Daher geschehe in der Erziehung alles im religiösen Geiste.

Die *Schulgebäude* durften nur so gebaut werden, wie es von Cornies angeordnet wurde und zwar nach einem Plan, wie man sie noch um 1910 sehen konnte. Die ältesten Schulen aus der Corniesschen Zeit gab es 1910 in Ohrloff, Rückenau und Gnadenheim.

Cornies führte auch ein regelmäßiges *Lehrerexamen* ein. Es stand unter seiner Aufsicht und der des Kirchenkonvents.

Cornies führte eine *Schulaufsicht* ein, und über das Resultat der Visitationen musste dem Verein Bericht erstattet werden. Cornies selbst befasste sich mit dem Studium gediegener pädagogischer Schriften, insbesondere Pestalozzi, Herbart und Schleiermacher, die er für die dortige Erziehung umwandelte. Es ist dabei wohl ganz interessant zu wissen, dass Friedrich Schleiermacher von 1790-93 in Schlobitten als Hauslehrer die jüngeren Söhne von Graf Friedrich Alexander zu Dohna unterrichtete. Cornies stellte Erziehungsgrundsätze auf und sorgte für wissenschaftlich gebildete Lehrer, und bald wurde in den Kolonien ein so vorzügliches Schulsystem entwickelt, dass die Absolventen in Beruf und Gemeinde einen wichtigen Beitrag leisten konnten, und als die Vertreibungen und Verschleppungen kamen, konnte man zwar nicht den Besitz, aber wenigstens die Bildung mitnehmen. – Ferner sorgte Cornies für die Errichtung eines Krankenhauses und die Anstellung eines Arztes, wohl auch aus der Erfahrung heraus, dass sein Vater in Ermangelung eines Arztes als Heilpraktiker gesundheitliche Missstände überwinden helfen musste.

Hilfe für die Hutterer und andere

Er half auch Andersgläubigen. Den *Hutterischen Brüdern,* einer den Mennoniten wohl im Denken, aber nicht durch ihre Organisationsform des gemeinsamen Besitzes nahestehenden Gruppe, hat Cornies bei der Ansiedlung auch materiell geholfen. Die Sekte der russischen *Duchoborzen* an der Molotschna, die sich kriminelle Sachen zuschulden kommen ließ, war Cornies eine gewisse Zeit unterstellt. Die Einsetzung deutscher Musterwirte und die Anstellung deutscher Bürgermeister in den *Judenkolonien* waren sein Werk. Ähnliches tat er für die *Schwedenkolonien.*

Nach endlosen Verfolgungen waren 1770 von ursprünglich vielleicht 70.000 Hutterern noch etwa 66 Personen in Krähbach bei Bukarest im heutigen Rumänien übriggeblieben. Im Russisch-Türkischen Krieg war der Oberbefehlshaber auf russischer Seite der Graf Rumjanzew. Er bot an, sie unter Militäreskorte auf seinen Gütern bei Wischenka an der Desna, einem Nebenfluss des Dnjepr, anzusiedeln.

1842 wollte der Sohn des alten Grafen die Hutterer auf ihrem Hof in Raditschew als „zum Lande gehörig“, also als Leibeigene, in die Revisionslisten eintragen lassen. Sie konnten sich dem nur entziehen, indem sie einen bedeutenden Teil ihrer Habe dort ließen und in die Ukraine zogen, wo die Regierung ihnen Glaubensfreiheit und Land angeboten hatte. Mit der Gründung der Kolonie wurde 1843 begonnen und zwar auf einer der Steppen, die Cornies so lange in Pacht gehabt hatte. Cornies leitete die ganze Ansiedlung. Als die Gesellschaft dort ankam, war sie so unbemittelt, dass sie aus eigenem Vermögen weder Obdach für den herannahenden Winter, noch Nahrung für die Familien beschaffen konnte. Da nahmen sich die Molotschnaer und Chortizer Mennoniten ihrer in selbstloser Nächstenliebe an. Sie halfen mit Lebensmitteln, Kleidern und anderem. Das notwendige Getreide aber erhielten sie auf Cornies' Fürsprache hin von der Regierung aus dem Vorratsmagazin.

Für den Anfang sorgte Cornies dafür, dass sie in Erdhütten wohnen konnten; dann schickte er ihnen Meister, die sie im Ziegelstreichen, Mauern und Zimmern unterwiesen, damit sie so viele Wohnhäuser wie möglich aus eigener Kraft aufbauen könnten. Die Türen und Fenster ließ er von guten Meistern in den Mennonitenkolonien anfertigen. Zu Beginn wurde jedes Haus von zwei Familien bewohnt, bis später die zweite Kolonie angelegt wurde und sie so auseinanderziehen konnten. Sie wurde nach Cornies *Johannesruh* genannt.

Durch die Fürsprache von Cornies gewährte die Krone den Hutterern einen Vorschuß von 15.000 Rubel. Ohne diesen Kredit hätten sie sich auch nicht so schnell ansiedeln können. Durch den Fleiß der Hutterer blühte die Siedlung rasch auf. Es waren bald 30 Häuser fertig und 1846 konnten sie schon die Schulden an die Regierung zurückzahlen, auch weil Cornies ihnen sehr tatkräftig aus eignen Mitteln unter die Arme griff. Harxthausen schildert seinen Besuch bei den Hutterern so:

Als ich mit Herrn Cornies nach Huttertal kam, wohnten die Brüder noch in Erdhütten, waren aber fleißig dabei mit Steinefahren, Kalklöschen, Lehmbereiten etc., um ihre Häuser ganz nach mennonitischer Art aufzuführen. Man sah ihnen an, es waren ordent-

liche, brave Leute. Ihre Nachbarn, die Mennoniten, unterstützten sie nach Kräften [...]. Ich stieg mit Herrn Cornies in die Erdhütte ihres Gemeindeältesten hinab. Sie war geräumig und bestand aus mehreren Abteilungen oder Kammern und einer Küche. Es sah überall ordentlich und reinlich aus. Der Gemeindeälteste legte mir ein höchst merkwürdiges Manuskript vor. Es ist zuerst angefangen von ihrem Stifter Hutter. Der Foliant enthält z. T. seine Lehren, dann die Beschreibung seiner Schicksale und die Schicksale seiner Gemeinde. Nach seinem Tode ist das Buch fortgesetzt, immer von dem Ältesten der Gemeinde bis auf die neueste Zeit. Ich hatte zu wenig Zeit und konnte es nur flüchtig durchblättern. Es enthielt außer theologischen Erörterungen eine große Masse der interessantesten historischen Notizen, namentlich über die ersten Bewegungen der Reformation und über den 30-jährigen Krieg.

Harxthausen beschäftigt sich dann mit der Schule der Hutterer. 1845 gab es dort 91 schulpflichtige Kinder. Sie wurden von dem (mennonitischen) Schullehrer Janzen unterrichtet. *„Der Eifer der Bewohner von Huttertal für den Schulunterricht geht so weit, dass sogar eine den Schulkindern gleiche Anzahl erwachsener Personen, darunter auch Verheiratete, den Schullehrer ersucht haben, eine Abendschule abzuhalten.“*

Denkmal für Johann Cornies in Ohrloff

Als 1874 in Russland die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde, verließen die Hutterer ihre neue Siedlung und wanderten aus nach Süd Dakota in den USA. Die Siedlung ging aber an lutherische Siedler. Ein Teil der Hutterer hatte in Russland wieder angefangen, ein gemeinsames Leben zu führen (also ohne Privatbesitz). Nur ein Teil blieb bei Privatbesitz und kaufte in den USA Familienfarmen bzw. bekam sie vom Staat zugeteilt. Man nennt diejenigen, die im Privatbesitz wohnen auch mit dem Sammelbegriff *Prärieleut*. Die, die nicht mehr auf Bruderhöfen leben wollten, gründeten in der Grafschaft Hutchinson, S. D. unter der Leitung von John L. Wipf eine eigene Gemeinde namens *Huttertal* und errichteten 1877 ein eigenes Versammlungshaus. 1899 wurde eine neue Kirche errichtet. 1953 wurde sie durch eine aus Ziegeln aufgeführte Kirche ersetzt. Die Prediger John P. Hofer, P. P. Tschetter und Jacob B. Hofer trugen typisch hutterische Namen. 1954 zählte die aus ländlicher Bevölkerung bestehende Gemeinde 220 Mitglieder. Eine zweite Gemeinde mit dem Namen *Huttertal* entstand 1906 in Beadle County unter der Leitung von Joseph M. Hofer. Sie kauften von den Methodisten ein Versammlungshaus und errichteten 1949 eine neue Kirche. Die Mitgliederzahl vergrößerte sich bis 1954 von 80 auf 176. Die Prediger trugen auch wieder typisch hutterische Namen Elias J. Wipf, Joseph J. Hofer und Paul R. Hofer. – Auch die eigentlichen Hutterer, die auf Bruderhöfen lebten, nannten einen von denen *Hutterville*. Er liegt in der Nähe von Magrath, Alberta, Kanada. Er geht auf eine Gründungsinitiative der Kolonie Rockport in Süd Dakota zurück. 1947 waren die Prediger Johann Waldner und Michael Hofer. 1947 gehörten zum Bruderhof 147 Seelen, davon 70 getaufte Glieder.

Es gab natürlich auch Hutterer, die in Russland oder in Amerika wieder zum Bruderhofideal zurückkehrten. Es gibt drei hutterische Hauptgruppen. Zum einen die *Schmiedleute*. Sie gründeten 1874 die Kolonie Bonne Home in Süddakota. Ihr Leiter war *Michael Waldner*, ein Schmied und Prediger von Hutterdorf/Molotschna in der Ukraine. Man nannte ihn auch Schmiedmichel. Er hatte dort 1859, also nach dem Tod von Cornies, mit Peter Hofer wieder einen Bruderhof gegründet. Die zweite Gruppe waren die *Dariusleute*. Darius Walter stammte ebenfalls von Hutterdorf und gründete mit einigen Familien 1860 wieder einen Bruderhof. Nach der Auswanderung nach Süd Dakota etablierte er 1875 den Bruderhof *Wolf Creek*. Die kleinste Gruppe sind die *Lehrerleut*. Ihr Gründer, *Jakob Wipf*, war in Russland auf die hohe Schule gegangen und wurde Lehrer Jakob genannt. Er brach mit 13 Familien von Johannesruh/Molotschna auf und kam 1877 in Süd Dakota an. Die nach ihm benannten Lehrerleut begründeten den Bruderhof *Elmspring*. Auch in der Neuen Welt sind sie wegen ihrer deutschen Kultur und der Ablehnung des Wehrdienstes und der Kriegsanleihen nicht ohne Anfeindungen geblieben. Ein Teil der jungen Leute wanderte deswegen nach Kanada aus, um dort im 1. Weltkrieg der allgemeinen Wehrpflicht zu entgehen.

Aber zurück zu Cornies. Es gab damals ein Problem bei den Hutterern. Eltern und Vormünder sowie sonstige Angehörige bestimmten über die Verheiratung der jungen Mädchen. Nach Liebe, Zu- oder Abneigung wurde nicht gefragt. Sie wurden einem Manne bestimmt und sie mussten nachher sehen, wie sie zurechtkamen. In Gehorsam erzogen, wagten die hutterischen

Töchter zumeist nicht, sich dem Willen der Alten und der Ordnung in der Gemeinde zu widersetzen, obwohl manchem jungen Mädchen darüber das Herz wohl gebrochen sein mag. Getraut wurde nur zweimal im Jahr an besonders dazu bestimmten Tagen, wo man dann zusammenführte, was zusammen sollte und sich gelegentlich auch haben wollte.

Aber dann geschah es doch. Es kam, was wohl auch mal kommen musste. Ein beherztes Mädchen wurde gegen ihren Willen einem alten Witwer angetraut. Trotz kirchlicher Handlung blieb sie dabei, dem Manne nicht anzugehören. Als man die Eheleute dann schließlich zusammensperren wollte, gelang es der jungen Frau zu fliehen. Sie rettete sich zum Vorsitzenden Cornies und klagte ihm flehentlich ihr Leid. Er sollte sie aus der Zwangsehe retten, in die sie nie eingewilligt hatte. Das Problem mag Cornies wenig erfreulich gewesen sein. Aber er gestattete der „Ehefrau wider Willen“ auf dem Gut Taschtschenak als Magd eine Stelle anzutreten. Der Zwangsehe machte er ein für alle Mal ein Ende. Seitdem mussten die huttertaler Mädchen, um getraut zu werden, wenn nicht vor Cornies, so doch vor einer zuverlässigen Person der Gemeinde erscheinen, um dort eine Erklärung ihrer freiwilligen Einwilligung in die vorgeschlagene Ehe abzugeben.

Die nun folgenden Zeilen haben thematisch mit Cornies nichts zu tun, wohl aber mit den Hutterern. Unter den Hutterern, die nach Russland zogen, tauchte auch der Name Wallmann (Woleman, Wullman) auf. Unter denen, die 1784 nach Russland gingen, war auch ein Jakob Walemann und seine Frau Katharina. Während des frühen 19. Jahrhunderts verließ Andreas Wallmann die Huttererkolonie und schloss sich den mennonitischen Siedlern in Chortitza an. Weil er von den Hutterern kam, hatte er auch keinen Anteil an der kaiserlichen Landzuteilung, die die mennonitischen Siedler bei ihrer Einwanderung erhielten. Er heiratete Katharina Loepp und arbeitete für seinen Schwiegervater, den wohlbekannten Industriellen Peter Loepp. Später wurde er Anteilseigner an den Fabriken sowohl in Chortitza als auch in Alexandrowsk. Die wohlbekannten Fabriken Loepp und Wallmann wurden unter den Sowjets in *Fabrika Nr. 2* umbenannt. Durch Andreas Wallmann wurde der hutterische Name nun auch unter den plattdeutschen Mennoniten bekannt. Der Name taucht auch unter den Umsiedlern auf, die nach dem 2. Weltkrieg nach Deutschland kamen.

Cornies erntete für seine Bemühungen nicht nur Dank. Einige Neider wollten ihn nach Sibirien verbannt sehen, andere meinten, ihn bei den Beamten des Zaren in Odessa verklagen zu müssen. Es gab nichts, was böse Zungen ihm nicht nachsagten. Aber viele seiner Nachbarn, und vor allem die Regierung des Zaren, wussten sein Werk zu schätzen. 1837 wurde er Zar Nikolaus I. in Simferopol vorgestellt, der ihn als alten Bekannten begrüßte und ihm für die Bemühungen um die Ansiedlung der Nogaier dankte. Im selben Jahr empfing er den Thronfolger, den späteren Zaren Alexander II. in Junschanlee. 1838 wurde er korrespondierendes Mitglied des Gelehrtenkomitees im Ministerium der Reichsdomänen.

Nach kurzer Krankheit schlug am 13. März 1848 seine Todesstunde. „Deutsche, Nogaier, Molokanen (russische Sekte der ‚Milchtrinker’, die im 18. Jahrhundert innerhalb der orthodoxen Kirche entstand, die Sakramente ablehnte und die Fastenordnung gering achtete), Mennoniten und Juden einigten sich hier im Schmerz um den Tod eines großen Mannes.“ Die Verbindungen der Familie Cornies zu Westpreußen rissen lange nicht ab. So reiste der Corniessohn Johann Cornies III. (1812-1882) nach Westpreußen und heiratete dort in zweiten Ehe Therese aus Elbing (1818 – 1872). Sein Sohn Johann Cornies IV. (1831?-1912) heiratete die in Fürstenwerder geborene Katharina Epp (1847 – 1902). Dessen Sohn, Johann Cornies V. (geboren wie fast alle anderen Cornies auf dem Gut Taschtschenak am 15. April 1868, gest. in Waterloo, Kanada, 1936) heiratete Margarethe Dück, die in Einlage/Westpreußen das Licht der Welt erblickte. Deren Sohn war der ermordete Johann Cornies VI. Er hatte eine Schwester Olga (1877-1947), die einen Johann Neufeld heiratete. Deren Tochter Olga Neufeld (in Waterloo, Ontario) verdanke ich diese familiengeschichtlichen Daten über die Cornies-Nachkommen.

Welche Nachwirkungen hat Cornies heute? Cornelius Krahn schrieb nach einer Russlandreise im *Mennonitischen Jahrbuch 1974*:

„Wir sahen [bei einer Reise durch die Ukraine] Kornfelder und riesige Scheunen, den erntereifen Winterweizen und schwarzes Sommer-Brachland, für die Wintersaat bereit. Gerade die Mennoniten haben durch die Einführung und weitere Kultivierung des harten Winterweizens *einiges zur Entwicklung der Landwirtschaft (Russlands) beigetragen. In der Nähe einer Kolchos-Scheune sahen wir eine Herde von etwa 1000 Kühen. Eine so rot wie die andere. Hundert Jahre bevor Russland so „rot“ wurde, führten die Mennoniten diese Zuchtart ein. Unser hochspezialisierter landwirtschaftlicher Berater gab zu, dass sie andere Rinderzuchtarten, Holsteiner oder Schweizer, versucht hätten – aber dass die Art, die einst unter dem Namen „kransnaja nemka“ (Rote Deutsche Kuh) bekannt war, und jetzt „Rote Steppenkuh“ genannt wird, sich für diese Gegend als die beste erwiesen hätte. Wenn dem so ist, dann wirkt der liebe Gott – den meisten sicherlich nicht bewusst – durch Cornies und die, die mit ihm es unternahmen, aus der trockenen Steppe Russlands eine Speisekammer zu machen, hier fort. Und nicht so weit davon entfernt ruht der, dem man als Symbol eine abgebrochene Säule auf das Grab setzte, zum Zeichen, dass seine Arbeit nicht vollendet sei, und der es mit dem hielt, der da sagte:* ***„Wer unter euch der Größte sein will, der sei euer aller Diener.“***

Dr. Horst Gerlach

Die Seele eines Volkes kann an seinem Gesang erkannt werden. Ein wichtiger Teil der mennonitischen Kultur, der in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg hinübergerettet wurde, war der Chorgesang. Dessen Werdegang und Auslöschung in den 1920- und 30er Jahren spiegelt die Geschichte der Glaubensgemeinschaft wieder.

Der mennonitische Chorgesang zu Beginn der Sowjetzeit (1917 – 1943)

Das Chorwesen unter den Mennoniten Russlands fand in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg seinen Höhepunkt. Chöre verschiedener Art – Jugendchöre, Gemeindechöre, Dorfchöre, Liebhaberchöre, Männerchöre – waren in fast jedem mennonitischen Dorf des großen Zarenreiches vorhanden. In den Jahren 1883 bis 1915 wurden zahlreiche Chorbücher in Ziffern herausgegeben, u.a.: *Chorgesänge* (1883), *Sängerfreund* (1889), *Liederperlen* (1890-1915), *Fest-Gesänge* (1894, 1897) und *Liederalbum* (1914). Mennonitische Zeitschriften brachten eine Menge von Berichten über Sängerfeste und Dirigentenkurse in den Jahren 1880 – 1914. Das Chorsingen – erst kurz zuvor in den 1870er Jahren allgemein eingeführt – war zu einem unerlässlichen Teil des sozialen und religiösen Lebens der Mennoniten geworden.

Der Erste Weltkrieg stellte eine große *fermata* (Pause) über diese Aktivitäten – die zaristische Regierung verbot große öffentliche Versammlungen sowie den öffentlichen Gebrauch der deutschen Sprache. Mehr als 12.000 mennonitische Jünglinge und Männer, darunter viele der begabten Dirigenten und Sänger, wurden in den Forstei- oder Sanitätsdienst eingezogen. Etliche dieser Männer gründeten kleine Chöre oder Musikgruppen, wo sie stationiert waren, und einige wenige Dorfchöre versuchten trotz Verlust der meisten Männerstimmen weiter zu singen. So zum Beispiel der große Concordia-Chor des Dorfes Alexanderkrone (Molotschna), welcher bis zum Jahre 1916 über nur noch sechs Männer- und sieben Frauenstimmen verfügte. Aber sie versuchten dennoch, so gut wie möglich mit dem Singen fortzufahren.

In den meisten mennonitischen Siedlungen fing der Chorgesang im Herbst 1917 wieder an – der Krieg in Russland näherte sich seinem Ende und mehr und mehr Männer kehrten von ihrem Dienst nach Hause zurück. Die diskriminierenden Gesetze gegen die Russlanddeutschen wurden von der neuen provisorischen sowie später von der bolschewistischen Regierung aufgehoben.

Die junge Anna Bärg beschreibt in ihrem Tagebuch aus den Jahren 1918-22 die Aktivitäten des Concordia-Chors in Alexanderkrone unter der Leitung von Lehrer Isaak P. Regehr. Während der deutschen Besatzung der Ukraine im Sommer 1918 hatte der Chor am 5. Juli 1918 ein Jugendfest in Alexanderkrone veranstaltet. Auf dem Programm standen nicht nur Chorlieder, sondern auch Instrumentalmusik und verschiedene Lesungen von Gedichten und Geschichten. In den nachfolgenden

Concordia-Chor, Alexanderkrone, 1922.
Leitung: Lehrer Isaak P. Regehr (sitzend in der Mitte).

Jahren des Bürgerkriegs versuchte der Chor weiter zu bestehen, zu proben und zu singen. Der Chor brachte Trost und Ermunterung für die Kranken und Sterbenden an ihrem Sterbebett und für die Hinterbliebenen auf Beerdigungen. Der Chor sang auch zu besonderen Anlässen, Geburtstagen, Weihnachten und Silvester. Am ersten Tag der Weihnachtsferien 1920 zum Beispiel sang der Chor morgens in der Kirche und später spazierten die Sänger zu Fuß durch die Dörfer Lichtfelde und Alexanderkrone und sangen Weihnachtslieder an den Fenstern der Einwohner – genau so wie in den „guten alten Tagen." Insgesamt sangen sie an diesem Tag auf 22 verschiedenen Höfen.

Der bekannte Lehrer und Dirigent Franz C. Thiessen kehrte 1917 aus dem Sanitätsdienst zurück nach Dawlekanowo (Ufa) und rief seinen ehemaligen *Liebhaberchor* sofort wieder ins Leben.

Unter Thiessens fähiger Leitung war der Chor bald wieder imstande, größere Werke, so wie Rombergs *Das*

Schulorchester, Dawlekanowo, 1924 unter der Leitung von Johann P. Perk

Lied von der Glocke und Mendelssohns *Paulus* aufzuführen. Die Klavierbegleitung dazu wurde von Thiessens Kollegen Johann P. Perk übernommen. Er war nicht nur ein begabter Pianist, sondern auch ein ausgezeichneter Geiger. In den frühen 20er Jahren organisierte er ein kleines Orchester in der mennonitischen Zentralschule in Dawlekanowo. Nach etlichen Jahren löste sich der Chor und das Orchester allmählich auf, da mehr und mehr Mitglieder, darunter auch Thiessen, nach Kanada auswanderten. Hier in Winnipeg (Kanada) gründete Thiessen auch einen mennonitischen Liebhaberchor, mit dem er abermals *Die Glocke* und *Paulus* aufführte.

In Halbstadt (Molotschna) nahm der Chor der Mennoniten-Brüdergemeinde unter der Leitung von Gerhard Enns nach den schweren Kriegsjahren wieder seine Tätigkeit auf. Ein ehemaliges Chormitglied, Nikolai Fehderau, erinnerte sich 1984 in einem Interview: „Der Chor war ausgezeichnet. Wir sangen nicht nur einfache Lieder, sondern wagten uns an Haydns *Schöpfung*, Händels großes *Hallelujah* (aus dem *Messias*) und Rombergs *Das Lied von der Glocke* heran. Wir reisten zu Sängerfesten in Tiege und Schönsee und gaben eine Serie von Programmen in Halbstadt. Unser Schlussprogramm fand im Herbst 1924, kurz vor unserer Auswanderung, statt. Unter der Leitung von Gerhard Enns sangen wir noch ein letztes Mal unsere beliebtesten Lieder. Danach wanderten Enns und die meisten Mitglieder des Chores nach Kanada aus.“ Nikolai Fehderau selbst führte die Tradition des Halbstädter Chores in der Mennoniten-Brüdergemeinde der Stadt Kitchener (Ontario) weiter.

In der Fürstenland-Siedlung (Saporoschje-Gebiet) wurden 1919 Dorfchöre wieder ins Leben gerufen, als Cornelius Klassen (Olgafeld) einen Chor mit 80 Sängern aus vier verschiedenen Dörfern der Siedlung zusammenrief.

Ein Dorfchor wurde 1920 in Georgstal (Fürstenland) unter der Leitung von Abram Krüger gegründet. Gottesdienste wurden in Georgstal zuerst in der Dorfschule abgehalten. Als dies von der Regierung verboten wurde, versammelten sich die Gemeindeglieder in einer großen Scheune. In diesen Jahren wurde der regelmäßige Chorgesang im Gottesdienst eingeführt. Am 2. Dezember 1921, als der Chor mit Proben von Weihnachtsliedern beschäftigt war, stürmte eine Gruppe Rotgardisten in den Raum und verhaftete den Dirigenten Abram Krüger. Er wurde zum russischen Nachbardorf Rogatschni gebracht und in der nächsten Nacht erschossen, vermutlich weil er als Dirigent mit Jugendlichen beschäftigt war.

Zwei Wochen später traf sich der Chor wieder und wählte Abrams jüngeren Bruder Isaac Krüger zum Dirigenten. Es war gefährlich, diesen Dienst zu übernehmen, aber Isaac blieb seiner Berufung treu und leitete den Chor noch etwa fünf Jahre, bis zu seiner Auswanderung 1926 nach Kanada. Er und die meisten Mitglieder des Chores wanderten nach Saskatchewan aus, wo Krüger seine Tätigkeit als Dirigent viele Jahre weiterführte.

In den 20er Jahren wanderte ein große Zahl von erfahrenen Dirigenten nach Kanada aus – darunter Gerhard Enns, Franz Thiessen, Isaac Krüger, u.a.m. Etliche bekannte Dirigenten hatten schon vor dem Ersten Weltkrieg Russland verlassen, so z.B. Aron Sawatzky, Wilhelm Peter Neufeld und Kornelius G. Neufeld. In den Jahren 1923-26 emigrierte die Mehrzahl der vorerst gebliebenen Dirigenten und viele „potentielle“ Dirigenten – so etwa Nikolai Fehderau, John Konrad, Kornelius H. Neufeld und viele mehr – nach Kanada. Alle hatten dann einen bedeutenden Einfluss auf die musikalische Entwicklung der Mennoniten Kanadas.

Obwohl viele der besten Dirigenten auswanderten, wurde in den mennonitischen Dörfern Russlands weiter gesungen. Jüngere Kräfte wurden herangezogen und der Chorgesang blühte in den ersten 10 Jahren der Sowjetherrschaft wieder auf. Es wurden in fast jeder Siedlung Dorf- oder Gemeindechöre gegründet, und so wie früher wurden Sängerfeste gefeiert und Dirigentenkurse veranstaltet, um den neuen jüngeren Dirigenten wichtige Hinweise zu geben.

Während des Jahres 1925 wurden Sängerfeste in Spat (Krim), Rudnerweide (Molotschna), und Chortitza veranstaltet. Das Sängerfest in Chortitza schloss Chöre aus Osterwick, Neuendorf, Schönwiese, Rosental und Chortitza ein. Die Mennoniten-Brüdergemeinde in Steinfeld (Schliachtin-Baratow-Siedlung) veranstaltete unter Leitung von Bernhard B. Dück vom 1. bis 15. Dezember einen Dirigentenkursus und ein Sängerfest.

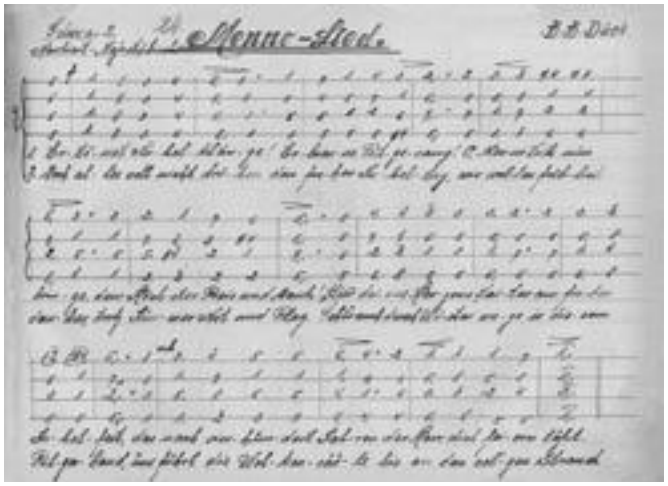
In den 20er Jahren war Bernhard B. Dück der älteste und erfahrenste Dirigent unter den Mennoniten Russlands. Er wurde 1870 geboren und wohnte viele Jahre im Dorf Friedensfeld (Miropol), westlich von Chortitza. 1892 wurde der junge Dück schon als Dirigent der Friedensfelder Mennoniten-Brüdergemeinde gewählt.

Bernhard B. Dück mit Familie

Im Januar 1894 machte Dück die lange Reise von Friedensfeld nach Zyrardow in Polen und wurde dadurch der erste mennonitische Dirigent Russlands, der einem Dirigentenkurs des *Christlichen Sängerbundes* beiwohnte.

Kurz nach seiner Rückkehr half Dück, den ersten Dirigentenkurs unter den Mennoniten Russlands zu organisieren. Dieser Kurs wurde vom 29. bis 31. Dezember 1894 in Friedensfeld abgehalten. Das Muster dieses

Kurses wurde zum Vorbild für alle zukünftige Dirigentenkurse nicht nur in Russland, sondern auch in Nordamerika. Dück selbst leitete über 30 Jahre lang in allen Teilen Russlands, von der Ukraine bis nach Sibirien, Dirigentenkurse. Er war ein begabter Dirigent und Komponist und spielte auch vorzüglich Gitarre. Sein bekanntestes Werk ist wahrscheinlich das *„Menno-Lied“*, welches er 1925 (nach einem Text seines Freundes und Kollegen Johann Loewen) zur 400-Jahrfeier der Wiedertäufer komponierte. Das Lied wurde oftmals abgeschrieben, so hier vom Dirigenten Heinrich Dyck in sein *Liederheft*, welches er 1949 im Durchgangslager Gronau (Westfalen) anfertigte:



Heinrich Dyck, Liederheft, Nr. 24, „Menno-Lied“

Bernhard Dück wurde 1931 verhaftet und saß ein Jahr in Omsk im Gefängnis. Anfang August 1932 wurde er als kranker und gebrochener Mann mit 63 Jahren entlassen. Seine Tochter Katharina Neufeld (Paraguay) berichtete später: „Die Liebe für Musik und Gesang, die unseren Vater von Jugend auf beseelt hatte, ja sogar bis ins Gefängnis – die war verschwunden, erstorben.“ Bernhard Dück reiste mit seiner Frau zu ihrem Sohn Gerhard, der nach Alma-Ata geflüchtet war. Hier starb er im Alter von 66 Jahren im Januar 1936. „Ohne Leichenrede, ohne Sang und Klang musste er, der so viele Feste, Begräbnisse und Hochzeiten mit seinen Chören verschönert hatte, dem Schoße der Erde übergeben werden.“

Nach allen bekannten veröffentlichten Quellen erreichte die mennonitische Chortätigkeit ihren Höhepunkt im Jahre 1926. Ein Berichterstatter aus der Krim schrieb im August 1926 in *Unser Blatt*: „Fast will es scheinen, als ob man in letzter Zeit dem Gesange mehr Zeit und Pflege widmet, als solches früher der Fall war.“

Es fanden Sängerfeste und Dirigentenkurse in Kornejewka (Siberien), Miloradowka, Lugowsk (Neu Samara), Friedensfeld, Neuendorf, Schöntal (Krim), Nadarowka (Pawlodar), Karassan (Krim) und vielen anderen Teilen der Sowjetunion statt.

Die größte Veranstaltung dieser Art war die von den Behörden genehmigte Dirigentenversammlung, die vom 11.–17. Januar 1926 in dem schönen und sehr geräumigen Bethaus in Lichtenau an der Molotschna stattfand. Der lange gehegte Wunsch vieler Dirigenten, von Spezialisten einmal Anleitung zu erhalten, wie ein Lied mit dem Chore richtig einzuüben und wie derselbe überhaupt zu leiten sei, war in Erfüllung gegangen. Es hatten sich 77 Dirigenten aus allen Teilen Russlands eingefunden, um eine Woche lang unter der Leitung von Friedrich Vetter und Abram Loewen eine intensive praktische Arbeit zu vollziehen.

Friedrich Vetter war Dirigent der Mennoniten-Brüdergemeinde in Jekaterinowka (Ignatjewo-Siedlung). Er muss ein erfahrener Dirigent gewesen sein, denn Johann Epp berichtet, dass sein Chor Rombergs *Das Lied von der Glocke* zu Vetters Silberhochzeit im Jahre 1925 aufgeführt hatte. In seinen Anweisungen betonte Vetter nicht nur die praktischen musikalischen, sondern auch die geistlichen Aufgaben des Dirigenten. In einem Bericht in *Unser Blatt* lesen wir: „Er sprach über die Bedeutung des Gesanges und über die Aufgabe eines Chorleiters. Dieser soll seine Sänger nicht nur während des Gesanges durch sicheres Taktieren und Dirigieren leiten, sondern auch durch einen unbescholtenen Lebenswandel bessernd und veredelnd auf sie einwirken.“

Dirigentenkurs, Lichtenau 1926.
2. Reihe v.l.: Kornelius Martens(?), Alexander Ediger, Friedrich Vetter, Abram Loewen, Heinrich Unruh, Isaak Regehr.

Abram A. Loewen aus Kitschkas (Einlage) zählte zu den führenden und viel versprechenden Vertretern der jüngeren Generation mennonitischer Dirigenten. Nur sehr wenig ist über seine Herkunft und Leben bekannt. Manche Quellen bemerken, dass er eine hervorragende Bassstimme hatte, und seine Referate, die später in *Unser Blatt* veröffentlicht wurden, zeigen ein hohes Maß technischer Kenntnisse und Musikalität. Heinz Cornies (Winnipeg) erinnerte sich noch, dass Loewen Anfang der 20er Jahre in Ohrloff-Tiege Auszüge aus Mendelssohns *Elias* dirigierte. Am 11. April 1926, etliche Monate nach der Dirigentenversammlung, dirigierte Loewen 8 Chöre aus der Lichtenauer Gegend in einer Aufführung seiner *„Passions- und Ostergeschichte in Wort und Lied“* – einer Zusammenstellung prachtvoller Chorgesänge von Bortnianski, Haydn, Beethoven und anderen Komponisten, die mit Lesungen verbunden waren. Das letzte Lebenszeichen von Loewen war eine kurze Notiz in der *Mennonitischen Rundschau* vom 15. März 1933. Zu dieser Zeit wohnte Loewen in der Kalininstrasse in Chortitza und litt an Hunger. Er

war zu stolz, um zu betteln; aber er schrieb an seinen ehemaligen Kollegen, den Lehrer Franz Thiessen, der damals schon in Winnipeg wohnte, mit dem Vorschlag, seine Programmzusammenstellungen zu verkaufen. Mit dem Geld könnte er dann Coupons für den Torgsin bekommen, um sich Essen zu kaufen. Mir ist sein weiteres Schicksal leider nicht bekannt.

Mitwirkende an der Lichtenauer Dirigentenversammlung waren Lehrer Isaak P. Regehr (Alexanderkrone), Prediger Kornelius Martens (Grossweide), Ältester Heinrich Unruh (Muntau), Ältester Alexander Ediger (Schönsee), Abram A. Braun (Gnadenfeld), Johann Rahn (Waldheim), und Prediger Kornelius Loewen (Blumstein). Von diesen ist nur Isaak Regehr nach Kanada gekommen – die anderen wurden alle in den 30er Jahren verbannt oder verhaftet und sind alle umgekommen.

Zum Abschluss der Dirigentenwoche fand am Sonntag, dem 17. Januar, ein großes Sängerfest in der Lichtenauer Kirche statt. An demselben beteiligten sich neun Chöre (darunter auch der Dirigentenchor) mit insgesamt 300 Sängern. Die große Kirche war überfüllt. Viele konnten keinen Sitzplatz mehr finden und mussten an den Türen und aufs Engste zusammengedrängt in den Gängen stehen. Zur Eröffnung sangen alle Sängerchöre zusammen mit der großen Gemeinde das bekannte Lied: „Vollkommne heil'ge Majestät." Dann folgten die Chorlieder – manchmal sangen die Chöre gemeinsam, ein andermal einzeln. Das ganze Programm war ein großer Erfolg. Ein Berichterstatter schrieb in *Unser Blatt*: „[Dies ist] ein Beweis dafür, dass die Liebe zum Gesange einem großen Teile der Jugend auch in der schweren Zeit, die hinter uns liegt, nicht verloren gegangen ist."

Die Sorge um das religiöse und moralische Wohl der Jugend war eine der wichtigsten Ursachen dafür, dass der Chorgesang in den 1870er Jahren im mennonitischen Dorfleben eingeführt wurde. Diese Sorge wurde in den 1920er Jahren noch wichtiger unter dem Druck der antireligiösen Propaganda der Bolschewisten.

Deshalb wurde der Einführung und Entwicklung der Jugendvereine und der Gründung von Chören, in denen man die Jugend vor den amoralischen kommunistischen Ideen, die in den sowjetischen Klubs, Kinos und Theatern gefördert wurden, schützen konnte, so viel Zeit und Mühe geschenkt. Der Chorgesang wurde in den Kampf um die Herzen und Seelen der Jugend eingezogen.

Mennonitische Zeitschriften berichten dann von vielen Sängerfesten und Dirigentenkursen, die in den Jahren 1926-27 abgehalten wurden: Friedrich Vetter und Abram Loewen leiteten wiederum eine große Dirigentenversammlung in Karassan (Krim) im November 1926.

Sängerfeste wurden in Miloradowka, Omsk, Friedensfeld, Lugowsk, Halbstadt, Neuendorf (Chortitza), Schöntal und Tschongraw (Krim), Olgino, Kamenka (Orenburg) und vielen anderen Orten, die hier nicht alle aufgelistet werden können, veranstaltet.

Manche von diesen wurden noch von Bernhard B. Dück geleitet, so etwa in Steinfeld (Schlachtin-Baratov), Kornejewka (Sibirien), Putschkowo (Sibirien), Neu-Chortitza und Friedensfeld. Dück leitete auch am 6. November 1927 in Nikolaifeld das letzte Sängerfest in der Sagradowka-Ansiedlung. Der Bericht in *Unser Blatt* bemerkte, dass das Fest durch die erfahrene Leitung von Bernhard B. Dück alle früheren Feste an Schönheit und Vielfalt übertraf.

Die letzten drei mir bekannten Sängerfeste vor dem Zweiten Weltkrieg fanden im Januar und Februar 1928 statt. Vom 12.-15. Januar 1928 trafen sich fünf Chöre in Saratow (Gebiet Slawgorod) für einen Dirigentenkursus mit Sängerfest. Fast aus allen mennonitischen Ortschaften des Slawgoroder Bezirks waren Brüder zugereist, um an dem Fest teilzunehmen. Freitag und Samstag wurden eifrig Übungen im Singen und Dirigieren unternommen. Am Sonntag strömten mehr als 600 Besucher in das große Versammlungshaus um vormittags, nachmittags und abends ein reiches Angebot an Chorgesängen und Ansprachen zu genießen. Die zwei Lieder, welche das Abendprogramm schlossen – „*Es geht nach Haus zum Vaterhaus*" und „*Nun liebe Brüder scheiden wir*"– wirkten ganz besonders auf die Herzen der Sänger und Zuhörer, wenig ahnend, welch schwere Jahre ihnen bevorstanden und dass es das letzte Fest dieser Art sein würde.

Bernhard B. Dück leitete im Januar 1928 noch einen Dirigentenkurs in der Arkadak-Siedlung – es war wahrscheinlich sein letzter Kursus. Dück kam am 22. Januar 1928 in Arkadak an. Innerhalb kurzer Zeit versammelten sich 23 Männer aus den sieben Dörfern der Ansiedlung. Sie bildeten einen Dirigentenchor (Männerchor), und Sänger aus der Mennoniten-Brüdergemeinde und der Kirchengemeinde bildeten einen gemischten Chor. Am Freitagnachmittag, dem 27. Januar, brachten diese Chöre im Bethause im Dorf Nr. 5 (Wjasemskoje) ein Schlussprogramm.

Chor der Mennoniten-Brüdergemeinde aus den Dörfern Nr. 1-4, Arkadak

Das letzte mir bekannte Sängerfest fand am Sonntag, dem 26. Februar 1928 in der Mennoniten-Brüdergemeinde in Lugowsk (Neu-Samara) statt. Unter der Leitung des bewährten Dirigenten Gerhard Reimer, der schon 1924 sein 25-jähriges Jubiläum als Dirigent gefeiert hatte, trafen sich neun Chöre (mit etwa 200 jungen Sängern) „um den Herrn mit Gesang zu ehren und manchem müden Erdenpilger eine Erfrischung zu bieten." Morgens und nachmittags wurden abwechselnd von den Chören die verschiedensten Lieder vor-

getragen. Der Berichterstatter Abram Reimer bemerkte in *Unser Blatt*: „Wie erhebend wirkte die jugendlich frische Schar doch schon beim Hinstellen auf die Zuhörer!“

Wenige Monate später, im Oktober 1928, wurde der erste Fünfjahresplan, mit seiner Betonung auf der rapiden Industrialisierung und der Bildung von Kollektiven in der Landwirtschaft, von Stalin angekündigt. Alle Probleme mit der Nichterfüllung des Planes wurden zukünftig den so genannten „Kulaken“ zugeschoben. Am 29. Dezember 1929 kündigte Stalin dann die Liquidierung der Kulaken als Klasse an. Prediger und Lehrer, besonders diejenigen, die mit der Jugend beschäftigt waren (und hiermit wurden auch Dirigenten eingeschlossen), waren besonders betroffen. In diesen schweren Jahren wurden zahllose mennonitische Dirigenten verhaftet, darunter Bernhard B. Dück, der Älteste Alexander Ediger (Schönsee), Johann David Epp (Alexanderwohl), Jakob Harder, Isaak Sawatzky, J. Eckert, Kornelius Berg und Johann Peters (Friedensdorf), Abram Abr. Braun (Gnadenfeld), Heinrich Dück (Gnadenheim), Peter Jakob Toews (Ohrloff), Johann Rahn (Waldheim), Heinrich Janzen (Blumengart) und viele mehr.

Sängerchor Gnadenheim, 1927-28. In der Mitte sitzend: Ältester und Dirigent Heinrich Dück (1876-1937?), verhaftet 1937.

In den 30er Jahren lesen und hören wir nur wenige Berichte vom Singen. Was wir lesen, sind Berichte von Abschiedsgesängen, die von Familien und Freunden gesungen wurden, als ihre Geliebten in die Verbannung geschickt wurden. Am 24. März 1930 zum Beispiel, verließen 56 Wagons, beladen mit Verbannten aus Spat, Menlertschik und Sofiewka (Krim), die Stadt Spat und rollten nach Simferopol. Als die Wagons vorbeirollten sangen die Zurückgebliebenen geistliche Lieder, darunter „*In dem Himmel ist Ruh*“, bis der letzte Wagon hinter dem Hügel außer Sicht war. Am nächsten Tag fuhren wiederum 300 Wagen durch Spat auf dem Weg nach Simferopol.

Später im selben Jahr waren mehr als 200 Personen auf dem Lichtenauer Bahnhof versammelt. Sie warteten alle auf den Zug, der sie in die Verbannung fahren würde. Als der Zug endlich abfuhr, sangen die zurückgebliebenen Familien und Freunde wiederum mehrere Abschiedslieder, obwohl die Regierung solches verboten hatte.

In den Jahren 1929-39 hörte der mennonitische Chorgesang in fast allen Dörfern auf zu existieren. Für Mennoniten war das Singen nicht hauptsächlich eine „musikalische“ oder „künstlerische“ Tätigkeit, sondern eine religiöse und soziale Tätigkeit für die Jugend – ein Ausdruck ihres Glaubens und ihrer sozialen Solidarität. Da die religiösen und sozialen Fundamente der Gemeinden wegfielen und von antireligiöser, atheistischer Propaganda verdrängt wurden, hörte der Chorgesang allmählich auf.

Die Dorfberichte, welche in den Jahren 1942-43 vom SS-Kommando Dr. Stumpp (Volksdeutsche Mittelstelle) in allen mennonitischen und anderen deutschen Siedlungen westlich vom Dnjepr angefertigt wurden, geben uns einen Einblick in das religiöse und kulturelle Leben der mennonitischen Dörfer in den 30er Jahren. Unter Nr. VII wurde im Fragebogen nach „Kulturellem Leben“ – Büchereien, Bildvorführungsapparaten, Leibeserziehung und Geselligkeit, Gesangchören und Musikchören gefragt.

Aus Adelsheim (Jasykowo-Ansiedlung) wurde berichtet: „Die Geselligkeit hat zur Kollektivzeit gänzlich aufgehört, da man sich durch die Reibereien im Kollektiv überdrüssig geworden ist […]. Zur Sowjetzeit bestand vor drei, vier Jahren noch ein Männerchor. Als der Dirigent wegzog, löste sich der Chor auf, weil die Lieder von der Regierung genehmigt werden mussten.“

Aus dem benachbarten Franzfeld: „Gegenwärtig bestehen zwei Chöre, einer für Erwachsene und der andere für Jugendliche […]. Es sind Gemeindechöre […]. Diese Chöre bestanden auch vor der Kollektivierung, wurden dann mit Kirchenschluss aufgelöst. Versuche bolschewistischer Kulturarbeiter, einen Chor ins Leben zu rufen, scheiterten an der Unlust der Bevölkerung […]. Vor der Kollektivierung war [auch] ein Musikchor, der durch die Kollektivierung aufgelöst wurde, da die meisten Chormitglieder verbannt wurden.“

Aus Osterwick (20 km südwestlich von Chortitza) lesen wir: „Bis Schluss der Kirche 1935 bestanden immer einige Chöre, darunter auch ein Kirchenchor, der auch wieder ins Leben gerufen ist. Die Bolschewisten machten auch mehrere Versuche, Chöre zu gründen, die aber immer an der Abneigung der Bevölkerung, bolschewistische Lieder zu singen, scheiterte.“ Ähnliches findet man in Berichten aus Blumengart, Burwalde, Kronsweide und Neuendorf.

In Kronstal war die Situation anders: „Chöre sind immer im Dorfe gewesen, früher waren es mehr Kinderchöre [d.h. Jugendchöre], die aber auch einfach aus Liebe zum Gesang übten und auch Volkslieder sangen. Auch zur Bolschewistenzeit existierten immer Chöre, die von Volksdeutschen geleitet wurden, aber Hauptsächlich russische und ukrainische Lieder sangen.“

In Rosengart: „Gesangchöre sind immer gewesen und auch heute [1942] ist ein Chor vorhanden. In den letzten Jahren der Bolschewistenzeit wurden nur periodische Chöre für besondere festliche Gelegenheiten organisiert.“

In Pordenau (Molotschna), wurde ein Jugendchor auf Befehl des Dorfvorsitzenden Harder unter Leitung von Gerhard Riesen gegründet. Dem Chor wurde aber

nicht erlaubt, religiöse Lieder zu singen, nur Volkslieder und Lieder wie: *„Still wie ein Schwan,“ „Still ruht der See“* und *„Abendglocken.“*

Nach der deutschen Besatzung der Ukraine im Herbst 1941, wurden mennonitische Kirchen wieder eröffnet und Chöre neu gegründet. In manchen Dörfern, so etwa Gnadenfeld, waren fast nur Frauen zum Singen und zum Dirigieren geblieben, weil viele Männer in den 30er Jahren umgekommen waren oder in den Krieg oder die Trudarmia eingezogen worden waren. In Grünfeld (Schliachtin-Baratow-Ansiedlung), wurde Elisabeth Harder gebeten, den Chor zu dirigieren, weil es keinen männlichen Leiter mehr gab. Im Nachbardorf Steinfeld wurde auch eine Frau gebeten, den Chor zu leiten. In Tiege (Sagradowka) konnte überhaupt kein Chor gegründet werden, weil es keinen Dirigenten gab. Andere Dörfer waren besser dran. Im Dorf Franzfeld (Jasykowo) konnte ein großer Chor unter Leitung von Herrn Fast gebildet werden. Er dirigierte nicht nur den Franzfelder Dorfchor, sondern auch den Chor der Mennoniten-Brüdergemeinde im Nachbardorf Nikolaifeld.

Die Sänger des Franzfelder Chores wurden im Herbst 1943 ausgesiedelt und kamen per Zug in die Stadt Hindenburg in Schlesien. Chorproben und Gottesdienste wurden hier weiter geführt, so wie früher. Die meisten Sänger wanderten später nach Paraguay oder Kanada aus, aber leider wurde etwa ein Viertel nach Sibirien zurückverschleppt.

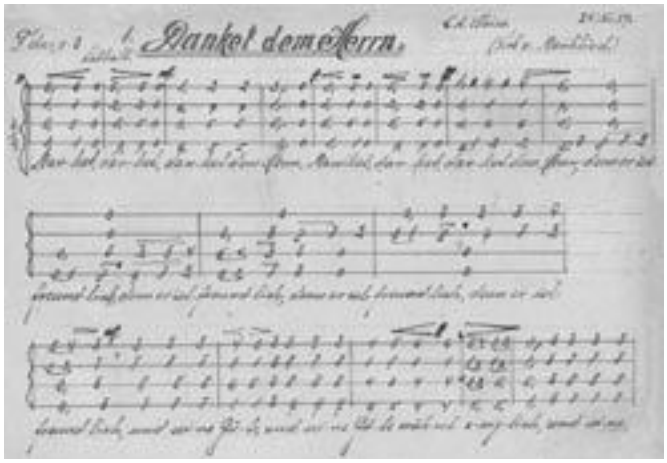
Dorfchor, Franzfeld (Jasykowo), 1943

In Deutschland wurden die mennonitischen Flüchtlinge nach dem Krieg in Sammellager in Gronau, Backnang oder Fallingbostel gesammelt, um von hier aus den Weg ins Ausland – entweder Nord- oder Südamerika – zu nehmen. In allen Lagern wurden Chöre gegründet, um in dem Gottesdienst zu singen und als wichtige „soziale Zusammenkunft“ zu dienen. Der Klang der alten bekannten Lieder brachte den Sängern und den Zuhörern Trost und Hoffnung. In Gronau wurde ein Chor von etwa 25 Sängern von Heinrich Dyck aus Schönau (Molotschna) dirigiert.

Liederbücher gab es nicht. Jeder Sänger musste die Lieder selbst in Ziffern in sein eigenes *Liederheft* abschreiben. Hier eine Seite aus Heinrich Dycks *Liederheft.* Er sammelte und schrieb die Lieder aus verschiedenen Quellen und zu verschiedenen Gelegenheiten ab und gab das Liederheft dann den Sängern weiter, so dass sie die Lieder bis zur nächsten Gesangstunde ebenfalls abschreiben konnten.

Chor im Lager Gronau, 1949; ganz rechts der Dirigent Heinrich Dyck

Heinrich Dyck wanderte nach Kanada aus und lebte viele Jahre in North Kildonan (Stadtteil von Winnipeg und Sitz mehrerer Mennonitengemeinden). Hier wurde er Mitglied einer Mennonitengemeinde und dirigierte viele Jahre den so genannten *Sommerchor* der Gemeinde – ein Chor von älteren Sängern, die anfänglich nur im Sommer mit Chorgesang im Gottesdienst dienten, da der gewöhnliche Gemeindechor im Sommer Pause machte. Später wurde der Chor in *Missionschor*



Heinrich Dyck, Liederheft, 1949

umbenannt, und die Sänger trafen sich das ganze Jahr hindurch, um nicht nur im deutschen Gottesdienst der Gemeinde, sondern auch bei Beerdigungen der älteren Gemeindemitglieder, sowie für Alte und Kranke im mennonitischen Altenheim Bethania zu singen.

Ich fing schon mit 16 Jahren an, diesen Chor im Sommer am Klavier zu begleiten. Es wurden hauptsächlich Evangeliumslieder aus dem Gesangbuch der Mennoniten-Brüdergemeinde gesungen. Es war für mich ein Genuss, diesen Männern und Frauen – die alle das ganze schreckliche Schicksal der Jahre 1917-45 in der Sowjetunion teilten – zuzuhören. In ihren Stimmen und in ihren Augen spürte ich die Liebe zum Gesang, die Liebe zu einander und die Liebe zur Gemeinde – die Liebe welche den Kern und Grund der Tradition des Chorgesanges unter den Russland-Mennoniten bildet.

Dr. Peter Letkemann

Der Autor ist Historiker und Organist in Winnipeg (Kanada). Fragen und Ergänzungen zu diesem Aufsatz können an folgende E-Mail-Adresse gerichtet werden: *lblpeter@shaw.ca.*

In der Ausgabe 1/2005 wurde die Autobiografie von David Klassen abgedruckt. Am 10. September 1960 erschien in der örtlichen Gebietszeitschrift „Sozialistitscheskaja Karaganda" ein Artikel, der die Athmosphäre der Zeit wiedergibt.

Eine Hetzschrift gegen David Klassen

Die Maske wurde heruntergerissen

Jeder Tag unserer Wirklichkeit ist voll von freudigen Errungenschaften. Es werden neue Klubs, Schulen, Krankenhäuser, Wohnhäuser errichtet, das Laub neu gepflanzter Bäume kleidet die Städte des Gebietes in üppige Pracht. Überall pulsiert das Leben. Deren Erbauer stellen Rekorde der Arbeit auf, und errichten beharrlich, mit Nachdruck und Erfolg, den Kommunismus. Allerdings gibt es in einigen Ecken Schimmel, Tagediebe, die fremdes Brot essen, Obskuranten verschiedener Couleur, die einige gefügige Köpfe durch religiöses Rauschgift irreführen und durch nichterarbeitetes Einkommen leben. Taugenichtse, Spekulanten, Sektierer – wie Abfall stören sie unter den Füßen!

Eine geraume Zeit trieb in Karaganda eine Sekte der sogenannten Mennoniten unter der Leitung von David Klassen ihr Unwesen. Über diese Sekte und die dunklen Taten ihrer Häuptlinge hat die „Sozialistische Karaganda" schon berichtet. Es hätte wohl keinen Sinn, zu diesem Thema zurückzukehren, sollte es nicht neue Vorfälle gegeben haben. Die Seelenruhe des „Stellvertreter Gottes", des „heiligen Vaters" David Klassen blieb ungetrübt. Er „predigte" vor seiner Herde, d. h. „klärte sie auf", wie er nur konnte, unbeirrt dessen, dass er nur drei Jahre in der Schule war, erzählte Märchen über die jenseitige Welt, flocht wie eine Spinne engmaschige Spinngewebe, das die Mitglieder der Sekte von dem lebendigen Leben, von der fröhlichen schöpferischen Arbeit fern hielt, indem er unter den Klang von Gebetsgesängen Geld mit beiden Händen zusammenraffte, das seine Zuhörer mühsam angespart hatten. Endlich ist auf diese Weise eine runde Summe zusammengekommen – mehr als hunderttausend Rubel. Wie aus heiterem Himmel wurde der Tagedieb Klassen plötzlich von der Finanzbehörde aufgefordert, Einkommensteuer zu entrichten. Aber warum sollte der Raffer seine Opfer dazu gebraucht haben, um sich freiwillig von der Beute zu trennen? Wie auch zu erwarten wäre, hat Klassen die Zahlung kategorisch abgelehnt, und nun musste der „heilige Vater" vor ein Mustergericht […].

Die Rote Ecke des Novo-Karagandindski-Maschinenbaubetriebes ist überfüllt. Erschienen sind Arbeiter aus allen Werkhallen sowie einige Sektenmitglieder. Durch Verdrehen von Tatsachen versuchte Klassen zu beweisen, dass er eigentlich damit nichts zu tun hat, dass der Goldregen wie Manna vom Himmel auf ihn und seine Helfershelfer herabströmte. Sogar Zeugen hat er aufgestellt – aktive Mennoniten, die eifrig bei der Übertölpelung und Ausplünderung von leichtgläubigen Menschen mitgewirkt haben: B. Epp, A. Friesen, W. Dirks, A. Heidebrecht. Merkwürdigerweise hat der „ehrwürdige" Alte vergessen, als einen weiteren Zeugen seinen Helfer Heinrich Klassen zu benennen, einen eingefleischten Faschisten, der in der schwarzen Zeit der Hitlerbesatzung unschuldige sowjetische Menschen erschossen hatte! Den Arbeitern hier im Raum wäre sicherlich nicht uninteressant, einige Tatsachen aus der Biografie dieser Missgeburt zu erfahren.

– Die Kirche in der UdSSR wird nicht besteuert, quaselt mit schwerer Zunge der „Stellvertreter Gottes."

– Wir besteuern ja auch nicht, – erwidert ihm der Volksrichter Genosse Ten. – Eure Gemeinde ist nicht registriert, ist illegal tätig, folglich existiert sie aus der Sicht des Rechtes nicht. Ihr sammelt Geld von den Gläubigen, nun müsst ihr laut Gesetz zahlen.

– Wir haben viel Geld für den Gemeindebedarf verwendet, – versuchen die „Zeugen" ihren Häuptling in Schutz zu nehmen. Sie schweigen sich aber aus über den „Bedarf". Zum Beispiel hat man sechs Tausend Rubel nur für Wein ausgegeben. Mit Verlaub, eine schöne Anwendung für das hart verdiente Geld von den betrogenen Opfern!

Klassen und seine „Zeugen" können ihre Enttäuschung nicht verbergen: ihre unansehnlichen Taten sind ans Tageslicht gefördert worden, als jeder von ihnen mit einer mehr als bescheidenen Arbeitsstelle (mit einem Monatslohn von 300-400 Rubel) sich nicht überanstrengte mit Arbeit und private Häuser baute, in Saus und Braus lebte und dabei Gebete las und auf alles pfiff.

Der Gerichtsbeschluss lautet: „ … der Finanzabteilung des Lenin-Rayon der Stadt Karaganda sei gestattet, von dem Beklagten D.I. Klassen die Einkommensteuer in der Summe von 56.019 Rubel einzuziehen." Dieser Beschluss stieß bei allen Arbeitern im Saal auf Zustimmung.

Das Gericht über D. Klassen ist zu Ende. Aber der „Stellvertreter Gottes" setzt seine Tätigkeit fort. Er verdeckt vor den Gläubigen das lebendige, freudenvolle Leben, indem er sie mit Strafen im Jenseits einschüchtert und ihnen verbietet, gut im Betrieb zu arbeiten, Aufgaben in der Gewerkschaft und in der Gesellschaft zu übernehmen, den Kindern in die Pionierorganisation einzutreten, den Jugendlichen die Klubs, Theater und Kinos zu besuchen. Man sollte sich möglichst bald von diesem Spinngewebe befreien, den Leuten helfen, die religiösen Banden abzustreifen und ihnen die Möglichkeit geben, im vollen Umfang die Güter unseres Lebens zu genießen.

W. Malinowskaja

Kommentar des Herausgebers

Der Artikel gibt die Atmosphäre in der sowjetischen Gesellschaft in der Zeit einer Christenverfolgung wieder.

Der Tod Stalins im Jahre 1953 löste in einem gewissen Umfang den eisernen Griff des kommunistischen Regimes. Beginnend mit 1955 traten auch für die deutschen Gläubigen sichtbare Veränderungen ein. Ehemänner und Väter wurden aus der Haft entlassen, die Kommandanturaufsicht aufgehoben.

Der bittere Kampf um die Macht in den obersten Schichten der Kommunistischen Partei lenkte zeitweilig die Aufmerksamkeit von den Gemeinden und Kirchen ab. Die Parteiorgane und Behörden vor Ort zeigten keine Eigeninitiative und warteten einfach ab. Die vielen Deutschen, verstreut über die unendlichen Weiten Russlands und Mittelasiens, atmeten frei auf. Sie waren endlich sich selbst überlassen.

Viele nutzten die Freiheit in doppelter Hinsicht. Zum einen verließ man die Verbannungsorte und sammelte sich in Gegenden, in denen das Wort Gottes gepredigt wurde. Dazu gehörte die Stadt Karaganda in Kasachstan. Die ersten Deutschen wurden in diese unwirtliche Gegend bereits 1931 deportiert. Damals gründeten hier die Zwangsumgesiedelten aus der mennonitischen Kolonie sogar eine Mennonitengemeinde. Erst als 1934 ihre Leiter verhaftet wurden, stellte sie ihre sichtbare Tätigkeit ein. 1942 wurden in die Arbeiterarmee nach Karaganda viele deutsche Männer gebracht. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges kamen die Repatrianten aus Deutschland hinzu. Da das geistliche Leben in Karaganda nie erloschen war, wundert es nicht, das nach 1955 viele Deutsche ausgerechnet hierhin strömten. 1956 entstand hier eine deutsche Mennoniten-Brüdergemeinde, deren Leitung David Klassen am 2. September 1957 (siehe Rückblick 1/2005) übernommen hat.

Als Nikita Chruschtschow sich an der Spitze der Partei und des Staates endgültig behauptet hat, nahm seit 1958 der Druck auf die Gemeinden und Kirchen zu. Die Christen wurden wieder verfolgt.

In diese Zeit fällt auch der abgedruckte Artikel aus der größten Karagandiner Tageszeitung. Er gibt gut die Atmosphäre der Gehässigkeit gegenüber dem christlichen Glauben in der Gesellschaft wider.

Das einzig Wahre an der Geschichte ist, dass die Gemeinde keinen legalen Status hatte. Erwähnt wird nicht, dass die Gemeinde ein mündliches Einverständnis für ihre Tätigkeit von den Regierungsstellen in Alma-Ata und Moskau hatte. Der Rest ist ein typisches Beispiel von antireligiöser Propaganda mit Verleumdungen, Verdrehung von Tatsachen und Anfeindungen.
Für uns bleibt sicher – sowohl David Klassen als auch die Gemeinde hat die Bewährungsprobe bestanden.

Johannes Dyck

Unsere Autoren
Johann Driediger ist Mitglied in der Mennoniten-Brüdergemeinde in Lemgo.
Johannes Dyck ist Mitglied in der Mennoniten-Brüdergemeinde in Lemgo und seit 2003 Vorsitzender des Vereins zur Erforschung und Pflege des Kulturerbes des russlanddeutschen Mennonitentums.
Dr. Horst Gerlach stammt aus Preußen, lebt auf dem Weierhof und ist Autor einiger Bücher und zahlreicher Veröffentlichungen über die Mennonitengeschichte.
Dr. Peter Letkemann ist Historiker und Organist in Winnipeg, Kanada. Er verfasste seine Doktorarbeit über das Liedgut und Chorgesang der Mennoniten in Russland.

Bildnachweis
Johannes Dyck: Seite 1
P. M. Friesen: *Die Alt-Evangelische Mennonitische Brüderschaft in Rußland (1789-1910) im Rahmen der mennonitischen Gesamtgeschichte*. Nachdruck der Originalausgabe von 1911 im Mecke Verlag, Duderstadt, 1991: Seite 9
Otto-Karl Gerlach: Seite 10
Dr. Peter Letkemann: Seiten 16-21
Dr. Walter Quiring, Helen Bartel: *Als ihre Zeit erfüllt war.* Kanada, 1964: Seiten 8, 12, 14

Herzliche Einladung
Wir laden zu einer Veranstaltung auf dem Weierhof am 20. Mai 2006 um 10 Uhr ein. Auf dem Programm stehen Vorträge über die Geschichte und Kultur unserer Glaubensgemeinschaft.

Schildern Sie uns Ihre Erinnerungen aus dem Glaubens- und Gemeindeleben in der Sowjetunion; schreiben Sie uns über die Geschichte der Deutschen in Russland; teilen Sie uns Ihre Fragen mit!

Unsere Anschrift: Rückblick, Postfach 0726, 32637 Lemgo
Konto für Spenden: Sparkasse Donnersberg (BLZ 540 519 90), Konto-Nr. 100 205 483

An der Ausgabe haben gearbeitet: Johann Driedger, Johannes Dyck (verantw.), Matthias Dyck, Margarete Dyck, Peter Koop.

Im Verein zur Erforschung und Pflege des Kulturerbes des russlanddeutschen Mennonitentums wird der Glaube als bedeutendster und unentbehrlicher Teil des mennonitischen Kulturgutes gesehen. Bestätigt wird das durch eine ganze Reihe von Büchern, die vom Verein veröffentlicht wurden. Sie beginnt mit einer Neuauflage eines der wichtigsten Bücher zum Thema – „Die Alt-Evangelische Mennonitische Brüderschaft in Russland (1789-1910) im Rahmen der mennonitischen Gesamtgeschichte“ von P.M. Friesen und setzt sich in Büchern wie „Aber wo sollen wir hin“ mit Briefen unserer Geschwister aus der Verbannung und Haft fort.

Diese Zeitschrift ist aus dem Interesse an der eigenen Geschichte hervorgegangen. Unser Anliegen ist es, den Blick zurück, weit über die Grenzen unserer eigenen Generation richten – bis hin zu den Täufern des 16. Jahrhunderts. Auch die Geschichte der eng verwandten Glaubensgemeinschaften möchten wir nicht aus dem Auge verlieren.

Umgang mit Geschichte birgt viel Segen, sowohl für einzelne Personen als auch für ganze Gemeinden. Geschichte könnte man zum Thema eines Geschichtsabendes, ja sogar eines ganzen Geschichtswochenendes machen. Wir helfen Ihnen gerne dabei – beim Planen und in der Durchführung.

Diese Schrift erscheint halbjährlich. Wenn Sie diese Zeitschrift gelesen haben, zeigen Sie sie Ihren Freunden und Bekannten – die könnten ja auch an Geschichte interessiert sein!

Diese Zeitschrift wird über ein Abonnement vertrieben. Deshbalb möchten wir Sie bitten, diese Schrift selbst zu abonnieren und sie weiter zu empfehlen. Dazu dient das Formular unten auf dieser Seite. Kopieren Sie einfach diese Seite, füllen Sie das Formular aus und senden Sie es unterschrieben an uns.

Ich bestelle

☐ ich bestelle für mich ☐ ich verschenke

Ausgaben Juni und Dezember 2006 (bzw. 2 Ausgaben pro Jahr im Falle einer unbefristeten Bestellung) für 6 EUR inkl. Versand*.

Das unbefristete Abonnement zu den oben genannten Bedingungen verlängert sich um ein weiteres Jahr, wenn ich nicht 6 Wochen vor Bezugsjahresende gekündigt habe.

☐ unbefristet ☐ befristet (für 2006)

Name Vorname

Straße

PLZ Ort

Land

Tel. für Rückfragen E-Mail

Datum, Unterschrift

Adresse des Beschenkten

Name Vorname

Straße

PLZ Ort

Bitte überweisen Sie den Betrag auf das Konto 164152 Sparkasse Lemgo (BLZ 482 501 10), Begünstigter: Verein zur Erforschung, oder wählen Sie Bankeinzug als Zahlungsform:

☐ Ich möchte sämtliche Bezüge bequem per Bankeinzug zahlen

BLZ

Bank

Konto-Nr. Konto-Inhaber

Datum, Unterschrift

*Bitte dieses Formular unterschrieben an **Rückblick, Postfach 0726, 32637 Lemgo** senden. Falls Sie nicht per Bankeinzug zahlen möchten, fügen sie bitte eine Kopie Ihrer Banküberweisung bei.*

* Versand innerhalb Deutschlands. Ein Jahresabonnement mit Versand außerhalb Deutschlands kostet 7 EUR. Versand erfolgt auf dem Landwege.